Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug ...

Ernst Krause

Die nordische Herkunft der Trojasage

bezeugt durch den

Krug von Tragliatella,

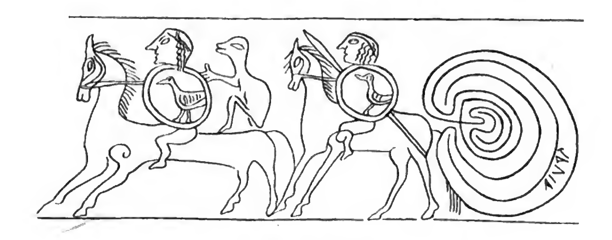
eine dritthalbtausendjährige Urkunde.

Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas

von

Dr. Ernst Krause
(Carus Sterne).

Mit zwölf Abbildungen im Text.



Glogau 1893.
Verlag von Carl Flemming.

I. Ein Rückblick auf die Trojasage.

Wohl in der gesamten Weltlitteratur findet sich, wenn von religiösen Büchern abgesehen wird, kein tiefer und häufiger untersuchtes Buch als des „Göttlichen Homeros unsterbliche Gesänge.“ Eine mehr als tausendbändige Bibliothek beschäftigt sich einzig mit dem Inhalt von Ilias und Odyssee, und schon im hohen Altertum taucht der Zweifel auf, ob denn diesen für eine bloße Dichtung allzu farbensatten Bildern wohl irgend eine Wirklichkeit zu Grunde liege. Der alte Herodot, der sich selbst nur um 400 Jahre jünger schätzte als den Sänger Trojas, fragte die Priester von Memphis, ob nicht alles das, was die Griechen vom Trojanischen Kriege erzählten, in das Gebiet der Fabeln zu versetzen sei. Sie bejahten diese Frage und versicherten ihm, daß Paris die Helena niemals nach Troja entführt habe und daß demnach auch die Griechen niemals nach Troja gezogen sein könnten, um sie zurückzufordern. Die ganze Geschichte sei vielmehr bei ihnen, in Memphis, passiert. Und Herodot schließt seine lange Betrachtung mit der Erwägung: „Hinsichtlich der Helena schließe ich mich völlig der Meinung der ägyptischen Priester an, und zwar aus folgenden Gründen: Wäre diese Prinzessin in Troja gewesen, so würde man sie sicherlich den Griechen zurückgegeben haben, möchte nun Alexandros dem zugestimmt oder widersprochen haben. Priamos und die Prinzen der königlichen Familie können doch nicht derart aller Vernunft beraubt gewesen sein, sich selbst, mit ihren Kindern und ihrer Stadt dem Untergange zu opfern, bloß um dem Alexandros den Besitz der Helena zu sichern .....“

Ähnlich urteilten bereits sehr viele alte Gelehrten über den sogenannten „historischen Kern“ der Dichtung, und der kluge Eratosthenes hat sich über diejenigen lustig gemacht, die in den Irrfahrten des Odysseus irgend etwas anderes als Mythen und Märchen sehen wollten. Sogar der Dichter der Ilias selber läßt in überlegener Schalkhaftigkeit seinen Apoll den Poseidon fragen, ob er sich denn einbilde, die Griechen hätten vor den Thoren

Trojas mit den Einwohnern gekämpft; ihm scheine doch, als wenn es sich in der Ilias nicht um einen Kampf der Menschen, sondern der Götter gegeneinander handele! Der Dichter selber kündigt damit an, daß er uns einen Mythus und keine Geschichte erzählen wolle; aber wie wenige Kritiker und Forscher haben ihm Glauben geschenkt! Die Helden der Ilias haben wirklicher als wirklich, nicht bloß in den Gedanken Schliemanns, sondern im Sinnen und Trachten Tausender gelebt, die auf dem Grundsatz beharren: „de Geschicht' mütt doch wahr sien; denn anners kunn man se jo nich vertellen."

Die elftausend Gelehrten und Schulmeister, welche sich seitdem mit Lösung der hier waltenden Rätsel und Geheimnisse den Kopf zerbrochen haben, scheinen mir wenigstens den einen Beweis „voll und ganz" erbracht zu haben, daß man mit bloßer Philologie und Sprachgelehrsamkeit dem Dinge nicht beikommen kann. Damit ließ sich das Recht begründen, es auf einem andern Wege zu versuchen. Mein Drang dies zu thun, entsprang keiner Liebhaberei von gestern. Ich denke, daß ich wenig über zehn Jahre alt war, als ich Ilias und Odyssee zum ersten Male — natürlich in der Vossischen Übersetzung — las, verschlang, wäre entsprechender ausgedrückt; denn ich kann es nicht leugnen, daß ich von Jugend auf ein Bücherverschlinger war und einen wahren Heißhunger verspürte, die Meisterwerke der Dichtung aller Völker und Zeiten kennen zu lernen. Nichts aber hat mich fort und fort mehr angezogen als Ilias und Odyssee, und immer wieder bin ich zu dieser Jugendliebe zurückgekehrt. Sehr zeitig hatte ich dabei den Eindruck, als ob die Helden Homers ganz aus demselben Holze wären, wie diejenigen der Gesänge Ossians, des Nibelungenliedes und der Gudrunsage. Die Ähnlichkeit gewisser Gebräuche, z. B. bei der Totenbestattung, fiel mir früh auf, und ich erinnere mich eines grenzenlosen Erstaunens, welches mich packte, als ich in Tegnérs Frithjofssage las, daß die skandinavischen Helden geradeso wie die homerischen Griechen ihre feierlichen Schwüre und Gelübde bei dem abgeschnittenen Haupte eines Ebers abgelegt haben sollten. Ich dachte aber schließlich, dies sei ein Zug, den Tegnér dem Homer entlehnt hätte. Es kam mir nicht im entferntesten in den Sinn, daß solche Übereinstimmungen in Sitten und Anschauungen auf eine nordische Abstammung der Griechen gedeutet werden könnten; denn so weitsichtig war ich nicht wie Dr. Otto Ammon in Karlsruhe, der jetzt, nachdem von vielen Richtungen her die nordische Abstammung aller Arier zur hohen Wahrscheinlichkeit erhoben ist, versichert, er habe diesen Sachverhalt schon als Schulknabe durchschaut! Ich glaubte vielmehr ganz fest an den Lehrsatz der Sprachforschung, daß eine Gegend

Mittelasiens das Heimatsland der Arier gewesen sei. Ich hegte überhaupt damals nicht nur eine tiefe Dankbarkeit und Verehrung für die Forscher, die uns Denken und Dichten so entfernter Kulturen erschlossen hatten, sondern auch ein blindes Vertrauen in die Richtigkeit ihrer auf bloße sprachliche Zusammenhänge gebauten Schlüsse. Selbstverständlich bin ich auch heute, trotz mancher bitteren Erfahrungen mit einzelnen Vertretern der Sprachwissenschaft, von dieser Wertschätzung der linguistischen Forschung durchaus nicht zurückgekommen, hat sie uns doch die allerwichtigsten Aufschlüsse geliefert und auch anderen Forschungsgebieten die wertvollsten Dienste geleistet; nur über die Sicherheit ihrer Folgerungen und über die unbedingte Zuverlässigkeit einiger ihrer Vertreter bin ich allmählich andrer Meinung geworden. Den Umstand, durch welchen mein ursprüngliches Vertrauen den härtesten Stoß erlitt, muß ich hier etwas ausführlicher erwähnen, da er ebenfalls zur homerischen Frage gehört.

Der gegenwärtige englische Premierminister Gladstone, welcher ehemals seine Mußestunden abwechselnd mit Bäumefällen und Homerstudien ausfüllte, hatte vor mehr als 35 Jahren eine merkwürdige sprachliche Entdeckung gemacht. Er bemerkte nämlich, daß in Ilias und Odyssee von den sprichwörtlichen sieben Regenbogenfarben nur zwei, nämlich rot und gelb, mit feststehenden Farbworten ausgedrückt werden, während die Bezeichnung des Grünen (chloros) auch für das Fahle und Hinwelkende, die Ausdrücke für blau (glaukos und kyaneos) zugleich für blau, violett, grau, schwarz und dunkel gebraucht werden, z. B. auch um die schwärzlichen Brauen des Donnerers Kronion, die Farbe der dunkelvioletten Hyazinthe und des Trauergewandes der Thetis zu beschreiben. Aus dieser Unsicherheit der Sprache schloß er im dritten Bande seiner „Homerischen Studien" (1858), daß bei den Griechen des heroischen Zeitalters das Farbenerkennungsvermögen des Auges erst in seinen Anfängen entwickelt gewesen sei, daß sie mit Sicherheit nur Rot, Gelb und Orange unterscheiden konnten; alle darüber hinausgehenden Lichtwellen des Spektrums: Grün, Blau, Indigo und Violett aber nur grau und dunkel empfanden.

Einem dilettierenden Sprachforscher wie Gladstone war ein solcher Fehlschluß wohl zu verzeihen, zumal ja die Auffindung der Thatsache ihr Verdienstliches hat; schwerlich zu verzeihen aber ist es, daß diese „graue Theorie," von einer großen Reihe von Sprachforschern als eine große Entdeckung gepriesen, von der Mehrheit unwiderlegt gelassen wurde. Der ausgezeichnete Sprachphilosoph Lazarus Geiger überraschte die 1867 in Frankfurt a. M. versammelten Naturforscher mit der großen Entdeckung, daß er dasselbe Verhalten, welches Gladstone in den homerischen Schriften entdeckt habe,

für die Veden, Avesta und Bibel, ja auch noch für die ältesten Schriften der Römer, Germanen, Tataren und Chinesen nachgewiesen habe; alle diese Völker hätten kein Blau unterscheiden können, und selbst Vergil hätte sein Wort für blau (caeruleus) noch gleichzeitig für blau, dunkel und schwarz gebraucht. Niemals hatte eine Entdeckung der Sprachwissenschaft ein größeres Aufsehen erregt als diese Thorheit; unzählige Artikel über die Farbenblindheit des Homer und der alten Völker überhaupt füllten damals die Spalten aller Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, ja es schien, als ob für die Feuilletonisten erst durch diese großartige Entdeckung die Sprachforschung eine interessante und sensationsreife Wissenschaft geworden sei. Das unglaublichste für mich blieb, daß aus dem sonst so schlagfertigen Lager der Philologen keine warnende Stimme, kein Veto gegen diesen Humbug ertönte. Denn daß es sich um einen solchen handelte, war mir vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit diesem Hirngespinst naturfremder Bücherwürmer klar. Eine Reihe sehr wichtiger Voraussetzungen der Entwicklungslehre, die damals längst mein Denken und Forschen beherrschte, wie die Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl, der Schutz- und Warnungsfarben (Mimikry), die neuere Blumentheorie u. s. w., beruht ja auf der Erfahrung, daß schon ziemlich niedrigstehende Tiere, z. B. die Insekten, alle unsere Farben, auch das Grün, Blau und Violett, wohl unterscheiden können, und nun wollten mir die Sprachforscher vorreden, so hoch entwickelte Kulturvölker, wie Perser, Griechen, Römer und Juden, sollten in dieser Richtung tief unter den wirbellosen Tieren gestanden haben! Ich denke, die Mehrzahl der Naturforscher wird bei diesem Hexensabbath der Philologen eine ähnliche Verachtung empfunden haben, auch ist mir keine zustimmende Äußerung derselben bekannt geworden, und es war ein gewaltiger Fehlgriff Virchows, daß er in der Eröffnungsrede der Berliner Naturforscher-Versammlung (1886) jenen Fehltritt der Sprachforscher den bösen Darwinisten in die Schuhe zu schieben versuchte.

Meinerseits kann ich durch zahlreiche satirische Bemerkungen und Seitenhiebe in Artikeln, die während der Blütezeit der homerischen Blaublindheit geschrieben wurden, beweisen, nie auch nur einen Augenblick an jene Phantasie geglaubt zu haben; andererseits konnte ich die Thatsache, daß in den ältesten Schriften der Kulturvölker die grünen, blauen und violetten Farbentöne nicht so sicher bezeichnet werden, wie die roten und gelben, nicht bestreiten. Als dann aber in den Jahren 1876—77 ein Augenarzt, Dr. Hugo Magnus, den Sprachforschern zu Hilfe eilte und in einer ganzen Folge von Aufsätzen, Abhandlungen und Broschüren mit physiologischen und ophthalmologischen Erfahrungen zu beweisen suchte, daß die

Entwicklung des Farbensinns beim Menschen wirklich von der roten nach der violetten Seite des Spektrums vorgeschritten sei, gerade wie die Sprachforscher behaupteten, und vielleicht mit der Zeit noch weiter fortschreiten werde, da wurde mir das Ding zu toll, ich faßte die Thatsachen und die darauf gebauten Schlüsse eines Tages etwas schärfer ins Auge und fand innerhalb weniger Stunden die ziemlich einfache Lösung des Rätsels, über welches die gelehrte Sprachforschung seit beinahe zwanzig Jahren vergeblich gegrübelt hatte. In dem am 1. Juni 1877 ausgegebenen Hefte meiner damals unlängst begründeten darwinistischen Zeitschrift „Kosmos“ erörterte ich in einer Kritik des Magnusschen Buches über die „geschichtliche Entwicklung des Farbensinns“ (Leipzig 1877) die ganze Absurdität dieser Schlüsse an der Wertschätzung des Lapis Lazuli bei den alten Kulturvölkern, eines Halbedelsteins, der außer seiner herrlichen blauen Farbe gar keine schätzenswerten Eigenschaften besitzt, blaublinden Völkern wie ein schwarzer Kieselstein erschienen sein würde und doch in den Zeiten der Veden und der Bibel (als sog. Saphir) über alle andern Edelsteine gepriesen wurde. Da nun die Bibelverfasser kein besonderes Wort für blau hatten, so verglichen sie die Farbe des klaren Himmels in ihren Schilderungen (z. B. 2. Mos. 24, 10) einfach mit der Farbe des Saphirs, ebenso wie man von den ältesten Zeiten bis heute für rot: blut-, feuer- und rosenfarbig — das griechische erythros, lat. rutilus und unser rot oder rosa bedeuten nichts anderes —, für gelb: safran-, quitten-, citronen-, orangenfarbig —, für grün: gras-, laub-, lauchfarbig, und für die verschiedenen blauen und violetten Töne: himmel-, kornblumen-, lilac-, veilchen- und stiefmütterchenfarbig sagte und sagt. Viele unserer neuern Farbnamen (z. B. orange, lila, violett und pensée) sind ja noch deutlich als solche Vergleichsworte erkennbar.

„Dieser Notbehelf,“ schrieb ich damals (Kosmos Bd. I. 1877 S. 272) in Bezug auf den biblischen Vergleich der Himmelsfarbe mit derjenigen des Saphirs, „führt uns zu dem Kerne der Sache, welcher psychologisch sehr interessant ist. Es scheint mir nämlich daraus hervorzugehen, daß unausgebildeten Sprachen die Farbenbezeichnungen durchweg zu fehlen scheinen. In der That wird man bei genauerem Nachdenken finden, daß die Bezeichnung der einzelnen Farbentöne erst dringend wurde, nachdem man zu einem gewissen Kleider- und Wohnungsluxus gelangt war, seitdem der Färber sein Amt begonnen hatte ......“ Ich wies darauf hin, daß Schweinfurth ganz den nämlichen Mangel, welchen Gladstone und Geiger bei Homer und den alten Kulturvölkern gefunden, auch bei den jetzt lebenden Nubiern beobachtet hätte, die für grau und grün, für blau und schwarz nur je ein Wort hätten, und empfahl die Prüfung des Farben-

sinns der Naturvölker, welche ergeben würde, daß es sich bei dem ganzen Rätsel nur um Lücken des Wortschatzes, nicht aber der Sinnesempfindung handele.

Diese Auflösung des vielbesprochenen Geheimnisses, welche sich später nach allen Richtungen bestätigt hat, erschien mir so einfach, daß ich noch heute kaum begreifen kann, wie sie den Sprachforschern zwanzig Jahre lang verborgen bleiben konnte, und mein Vertrauen auf den Scharfsinn der Sprachforscher in Dingen, die nur im allergeringsten über das reinsprachliche Gebiet hinausgreifen, erhielt einen Stoß, von dem es sich nie wieder erholt hat. War es nicht eine schreckliche Niederlage, daß erst ein Naturforscher kommen und sie auf ein Gesetz der Sprachbildung aufmerksam machen mußte, welches Lukrez in den Worten ausgedrückt hat: „Bedürfnis erdrang der Dinge Benamung," d. h. mit andern Worten: für den Naturmenschen leicht zu entbehrende oder durch Vergleiche ersetzbare Bezeichnungen wurden als Kürzung des Ausdrucks überall erst später erfunden. In den nächsten Monaten und Jahren nach dem Erscheinen meiner Kritik tauchte eine Hochflut von philologischen Aufsätzen, Schriften und Büchern in Deutschland, England und Frankreich auf, deren Verfasser allesamt die Lösung der Schwierigkeit selbständig gefunden haben wollten; ein Engländer behauptete dies sogar mit dem Eingeständnis, daß ihm Gladstone meine Arbeit gesandt habe! Seltsamerweise hatten sie alle ohne Ausnahme das Erscheinen meiner Arbeit klüglich abgewartet.

Dieser kleine Triumph über die Philologen in der Homerforschung wurde für mich die Veranlassung, auch auf ihre sonstigen Arbeiten nicht mehr mit der vollen Zuversicht zu schauen, die mich früher beseelt hatte. Wenn ihre Unfehlbarkeit schon bei einem so einfachen Hindernisse zu Falle kam, wie mochte es dann mit den Gebieten der Urgeschichte und der vergleichenden Mythologie stehen, die bis dahin fast ausschließlich von Sprachforschern und von Gesichtspunkten der Sprachwissenschaft beackert wurden? Waren wirklich, wie sie behaupteten, alle Völker, deren Zunge zur indogermanischen Sprachfamilie gehörte, desselben Stammes? War der Urstamm, wie sie weiter gefolgert hatten, wirklich mit Sack und Pack, mit Haustieren und Sämereien, von Hochasien nach Europa gekommen? Und wenn das alles richtig war, weshalb hatte man bisher so wenig Sicheres über die Verwandtschaft der Religionsvorstellungen der verschiedenen arischen Stämme ermitteln können? Denn wenn die Sprachen dieselben sind, so müssen auch die mythischen Gedankenkreise, die doch nicht einer neuern Zeitperiode, sondern der mythenbildenden Urzeit entkeimt sind, denselben innern Zusammenhang erkennen lassen. Aber trotz aller gelehrten

Bemühungen war auf diesem Gebiete nichts Nennenswertes geleistet; Max Müllers Versuche, alle griechischen Götter und Göttinnen aus Indien herzuleiten, z. B. die griechische Here, Artemis, Athene, Aphrodite u. s. w. sämtlich von einer indischen Göttin der Morgenröte herzuleiten, schlugen ebenso fehl, wie die Bemühungen Herodots und anderer Gelehrten des Altertums, alle ihre Göttergestalten auf ägyptische und phönikische Herkunft zurückzuführen, eine Ansicht, die infolge des blinden Autoritätglaubens der Philologen bis in unser Jahrhundert fortgespukt hat und noch immer nicht sterben kann. Von dem ganzen Wust der vergleichenden Mythenforschung, soweit sie die arischen Götter betraf, blieb als sicheres Ergebnis nicht viel mehr übrig, als daß die Himmelsgötter der alten Inder, Griechen, Römer und Germanen (Dyaus, Zeus, Jupiter, Tyr oder Zio) eine unverkennbare, aber im ganzen noch wenig erkundete Verwandtschaft zeigen.

Dieser großartige Mißerfolg konnte nur durch eine falsche Methode und ein schlechtes Fundament, d. h. durch ein Ausgehen von vorgefaßten falschen Meinungen erklärt werden, und mir wurde mehr und mehr klar, daß hier ein völlig neuer Grundbau gelegt werden müßte, um ein haltbares Gebäude darauf zu errichten. Zunächst mußte Klarheit darüber geschaffen werden, daß die Mythologie nichts anderes ist, als ein Niederschlag der Naturdeutungsversuche der Kindheitsvölker, verquickt mit Vorstellungen des Manenkultus. Sie geht darauf hinaus, alle Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens aus dem Wirken personifizierter Naturkräfte, Erscheinungen und Verhältnisse zu erklären und einem unentwickelten Verstande begreiflich zu machen, auch auf seine natürlichen Fragen, weshalb es jetzt Winter und dann Frühling wird, warum Sonne und Mond nicht alle Tage das gleiche Aussehen und die gleiche Bahn am Himmel zeigen, durch welche Ursache das Sonnenlicht im Winter so kärglich wird, und von wem Sonne und Mond bei Finsternissen plötzlich verschlungen werden, wer im Gewitter grollt u. s. w. u. s. w., Antwort zu geben. Es mußte klar gemacht werden, daß solche Dinge nur von Naturkundigen und Völkerpsychologen mit Erfolg bearbeitet werden können, nicht aber von Sprachforschern, die nicht einmal bemerkt hatten, daß jedem Himmelsstrich und jeder Rasse, sofern sie Erinnerungen an die Urheimat ihrer mythologischen Epoche besitzt, eine besondere, den klimatischen Verhältnissen derselben entsprechende Götterlehre eigen sein muß, daß diese selbst eine Entwicklung aus niedern Formen durchgemacht haben muß u. s. w.

Diese Entwicklung kann aber nicht unmittelbar aus den Schriftzeugnissen erkannt werden, die naturnotwendig ein so individuell, national- und lokalpatriotisch gefärbtes Gepräge besitzen, daß ihnen selten unbedingt zu

trauen ist. Auch stammen sie ja nur höchst selten aus der mythenbildenden Epoche selbst, geben durch einen langen Gedankenprozeß geläuterte resp. getrübte Anschauungen, kurz, sie sind nur mit äußerster Vorsicht zu benützen. Viel wichtiger nach dieser Richtung sind die ohne Absicht dem Erdboden anvertrauten Gräberbeigaben, die prähistorischen Zeugnisse im allgemeinen, welche uns Kultur und Götterverehrung der Vorzeit in ungeschminkter Wirklichkeit vor Augen stellen, soweit es uns gelingt, diese Zeugnisse richtig zu deuten. So liefern uns die Verbreitung der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenwerkzeuge, die Überreste der Töpferei, die Bestattungsweisen, die megalithischen Denkmale Anhaltspunkte, die an Wert für die Kenntnis der Ur- und Religionsgeschichte von keinem Schriftdenkmal überragt werden, die Angaben der Schriftdenkmale vielmehr nach den verschiedensten Richtungen bereits berichtigt haben.

Ich kann es hier nicht im einzelnen ausführen, wie ich auf diesem Wege durch naturhistorische Vertiefung und prähistorische Vergleichung dazu gelangt bin, die nordische Heimat der Arier auf diesem meinem besondern Wege zu entdecken und schließlich zu demselben Ergebnisse zu gelangen, welches andere durch Schädelvergleichung, Rassenstudien, Fundstatistik und einige der „Schule“ abtrünnige Sprachforscher sogar durch Sprachvergleichung erreicht haben. Der Redaktion der Vossischen Zeitung bin ich ganz besondern Dank schuldig, daß sie mir seit länger als zwanzig Jahren erlaubt hat, die jeweiligen Ergebnisse meiner diesbezüglichen Forschungen in einer langen Artikelfolge ihrer Sonntagsbeilagen darzulegen; denn andernfalls würde mir lange vor Erreichung des Zieles der Mut gesunken sein. Ich kann auf diese Aufsätze* hier nur ganz allgemein als auf die Etappen hinweisen und nur einige Einzelheiten, die enger zum Thema dieser kleinen Schrift gehören, herausgreifen.

Die megalithischen Denkmale erschienen mir durch ihre eigentümliche Verbreitungsweise von den nordischen Küsten einerseits über Frankreich und Iberien nach der Nordküste Afrikas, anderseits über den Kaukasus nach Kleinasien und Indien von jeher einer besonderen Auf-

* Das Feuer in der Urgeschichte der Menschheit. 5 Aufsätze (1876). — Das Gewitter in der Kulturgeschichte. 5 Aufsätze (1876). — Die Steinzeit im Morgenlande. 6 Aufsätze (1879). — Mythologie und Entwicklungslehre. 14 Aufsätze (1886 und 1887). — Fußstapfen blonder Indogermanen in der Ur- und Vorgeschichte. 6 Aufsätze (1888). — Die germanische Dervandilsage als Quelle der Odyssee. 3 Aufsätze (1889). — Das Alter und die angebliche Fälschung der Baldursage. 2 Aufsätze (1891). — Die Trojaburgen Nordeuropas. 3 Aufsätze (1891). — Die Askanier in Albalonga. 3 Aufsätze (1891). — Die Wieland- und Wittichsage. 5 Aufsätze (1892). — Ursprung des Osterspiels (1893) u. a.

merksamkeit würdig, zumal sich aus den Beigaben der dabei befindlichen Begräbnisse wahrscheinlich machen läßt, daß die norddeutschen älter sind als alle übrigen. Schon 1879 in meinen Aufsätzen über die Steinzeit des Morgenlandes wies ich darauf hin, daß die in der Bibel oft erwähnten Steindenkmale Palästinas mit den nordeuropäischen eine Ähnlichkeit zeigen, die sich schwerlich bereits durch eine gleiche Kulturhöhe der Erbauer erklären läßt. Ich verglich eingehend den angeblich von Josua aus 12 Steinen „zum Andenken an die 12 Stämme der Juden“ erbauten Cromlech an der Jordanfurt den ebenfalls meist aus 12 Steinen erbauten Cromlechs Englands, z. B. mit Stonehenge, die Dolmen mit dem runden Loch in einer Seitenwand mit den entsprechenden Dolmen Indiens und Frankreichs, und den Wagstein Jerusalems, über welchem der jüdische Tempel (jetzt Moschee) erbaut ward, mit den ähnlichen Wagsteinen der Keltenländer. Acht oder neun Jahre später entdeckte bekanntlich Flinders Petrie auf ägyptischen Tempelwänden farbige Abbildungen der Amaurs, jener in der Bibel oft erwähnten, hochgewachsenen Amoriter des Jordanlandes, und es ergab sich, daß diese Vorgänger der Juden blondhaarige und blauäugige Leute gewesen sind. Wie viele Bibel-Altertümer würden sich viel leichter erklären, wenn man diese arische Urbevölkerung Palästinas näher ins Auge fassen wollte! Ich erinnere nur an die von Josias (II. Könige 23) abgeschafften, der Sonne und dem Monde auf hohen Bergen dargebrachten Pferdeopfer, an den daselbst erwähnten Sonnenwagen und an den Propheten Elias, der mit dem nordischen Donar vollständig identisch ist (vergl. Tuiskoland S. 271—275).

Immer unhaltbarer erschienen mir die Ansichten der klassischen Philologen, die nach dem Vorgange des alten Herodot nicht aufhören wollten, die griechischen Götter aus Ägypten und Phönikien herzuleiten. Was hätte wohl ein Land, welches in einem erniedrigenden Tierdienst bis in den Beginn unserer Zeitrechnung verharrte, dem griechischen Pantheon bieten können! Ganz im Gegenteil haben Ägypten, Syrien und Phönikien von den nordischen Ariern, die ihre Grenzen im grauen Altertum überschritten hatten, unendlich viel entlehnt, und nur daher entstand die irreführende Ähnlichkeit mancher ihrer Kulte mit griechischen und nordischen. Dies Verhältnis suchte ich in einer längeren Artikelfolge („Mythologie und Entwicklungsgeschichte“ 1886—87) klarzulegen, zeigte an vielen Beispielen die Übereinstimmung der griechisch-römischen Kulte mit nordarischen, die freilich vielfach erst über Kleinasien nach Griechenland gelangt sind. Namentlich wies ich dort auf den schon von so vielen alten Schriftstellern bezeugten nordischen Ursprung des Lichtkultes (Zeus und Apoll) hin und bezeichnete

die sogenannten Sonnenkämpfer und Verfechter des Vater-(Paternitäts-)rechtes (Apoll, Herakles, Theseus, Perseus, Achill u. s. w.), die das alte Mutterrecht und Amazonentum der semitischen Völker der Sage nach niederwarfen, als Nachbilder unserer nordischen Sonnenkämpfer (Tyr, Thor, Freyr, Siegfried), d. h. jener Himmelsmächte, welche die Dämonen der Finsternis und Kälte bekämpfen und die Himmelslichter aus ihrer Überwältigung befreien, um den Menschen zu helfen. Als ich im folgenden Jahre (1888) die Artikelfolge: „Fußstapfen blonder Indogermanen in der Urgeschichte" schrieb, wurde mir der seit lange vermutete nordische Ursprung der Trojasage zur innern Gewißheit, und ich schrieb dort mit Bezugnahme auf den indischen Karna, den Haupthelden des gewaltigen Mahabharata, der ebenfalls ein verblaßter Siegfried, d. h. ein Nachbild des göttlichen nordischen Sonnenkämpfers ist, wörtlich folgendes:

„Darin liegt, wie leicht zu erkennen, eine wesentliche Stütze der hier vertretenen Ansicht, daß die Indogermanen aus Nordeuropa nach Indien und nicht umgekehrt gewandert sind. Übrigens hat nicht das Mahabharata allein, sondern auch die Ilias die größte Ähnlichkeit mit dem Nibelungenliede: die drei vornehmsten Heldengedichte der Welt haben dieselbe Persönlichkeit als Haupthelden. Schon vor einigen Jahren habe ich in dieser (Vossischen) Zeitung auf die überraschende Ähnlichkeit des Drachentöters und Jungfrauen-Erlösers Siegfried mit dem lichten Drachentöter und Andromeda-Befreier Perseus, dem Minotauros-Sieger und Amazonen-Bezwinger Theseus und dem blondgelockten Achill mit der kleinen, verwundbar gebliebenen Stelle an der Ferse hingewiesen, und zwar scheinen mir diese drei Sonnenhelden noch viel nähere Doppelgänger des Siegfried (Sigurd) der Edda und des kleinen Heldenbuchs als der indische Karna ...... Siegfried führt dem König Gunther die eigene Braut Brunhild zu, ebenso tritt Achill dem Heerführer Agamemnon seine Geliebte, die Briseïs, ab, und Karna erkämpft und holt ebenso wie Siegfried dem Gandhari-Könige die Braut. Auch die Ursache des Kampfes ist in den drei National-Epen dieselbe, mag die geraubte oder beschimpfte Frau nun Brunhild, Helena oder Draupadi heißen ...... Auch Achill und Karna fallen lange vor dem Entscheidungskampfe, und ganz ebenso wie Siegfried durch Hinterlist und Götterneid. Während Hagen die Stelle zwischen den Schulterblättern erkundet, wo Siegfried ohne Hornhaut ist, giebt es in der griechischen Sage Apollo dem feigen Paris ein, nach der Ferse (des Achill) zu schießen, welche die Thetis vergessen hatte zu härten, weil sie das Kind daran hielt, und ebenso naht Gott Indra in der Gestalt eines Brahmanen, dem man nichts abschlagen darf, dem Karna, um ihm die (unverwundbar machende) Hornhaut abzubetteln, — jedenfalls die ungeschickteste Wandlung der Ursage ......"

Diese hier sehr gekürzt wiedergegebenen Vergleiche beziehen sich natürlich nur auf die Gestalt, welche die Göttersage in dem Volksepos gewonnen hat, dessen Anfänge also bereits vor der Trennung der Germanen, Inder und Griechen vorhanden gewesen sein müssen. Die Trojasage hat dann sehr verschiedenartige Wandlungen durchgemacht, ehe sie die ihr in der

Ilias gegebene Form erlangte. In „Tuiskoland“ (1891) erwies ich den nordischen Ursprung der Ilias dann ausführlicher (S. 449—521) und deutete namentlich in dem Achillkapitel (S. 491—508) darauf hin, daß eine Form vorhanden gewesen sein muß, in welcher dieser die Helena befreit; denn ihm erscheint sie auf der Insel Leuke (vor den Donau-Mündungen) vermählt, ebenso wie Brunhild mit ihrem Befreier Siegfried den Scheiterhaufen besteigt. Darauf weist auch der Name des Achilles hin, den ich mit Preller von echis (Schlange) ableitete und auf den Töter des Winterdrachen Ahi deutete, dem in Indien ein Achilaras entspricht. Aus der Macht dieses Winterdrachens hatte er die Helena vor den Thoren Trojas befreit, und wenn man in der Briseïs ihr Nachbild sieht, so erkennt man leicht den Weg, auf welchem aus der Achilles-Sage unter den Händen der homerischen Sänger die Ilias entstand.

Zwei Doppelgänger des Achill in der griechischen Dichtung sind Jason und Theseus. Beide kämpfen wie Achill gegen die Amazonen; Jason hat obendrein dieselbe Heimat und denselben Lehrmeister wie Achill (s. Tuiskoland S. 497), beide entführen aus der Gewalt eines Ungeheuers ein leuchtend schönes Weib, dem sie ihr Leben danken und das sie dennoch geradeso wie Siegfried, Achill und Karna einem andern überlassen. Bei Theseus schwankt die Sage sogar in nicht mißzuverstehender Weise darüber, ob es Helena gewesen sei, die er beim Tanze aus der Burg von Sparta entführt habe, oder Ariadne, welche er tanzend aus dem Labyrinthe von Kreta, welches, wie wir sehen werden, im Altertum den Namen Troja führte, entführt habe. Eine vierte oder fünfte Sagenform läßt Pyrrhos, den Sohn des Achill, tanzend Troja erobern und die Helena herausführen. Eine sechste erzählt, Menelaos habe die entführte Helena in Memphis wiedergefunden und dort aus den Händen des Räubers befreit.

Lehrreicher und wichtiger als alle diese Erzählungsformen ist aber die siebente, in der Ilias oft als Urform citierte Sage von der Befreiung der Hesione vor den Thoren Trojas durch Herakles. Ihr Vater Laomedon hätte sie dem Zorne des Poseidon ausgeliefert, nachdem dieser die Mauern Trojas erbaut und, um den dafür bedungenen Lohn geprellt, die Ufer verwüstet hatte. Dann ruft Laomedon aber die Hilfe des Herakles an, dem er eins seiner Wunderrosse verspricht, wenn er seine Tochter von dem Ungetüm befreien würde. Herakles besorgt dies, wird von dem wortbrüchigen und lügenhaften König ebenso betrogen wie vorher Poseidon, und zerstört nun die Burg Troja. In Tuiskoland (S. 449—459) zeigte ich an vielen Einzelheiten, daß diese älteste griechische Trojasage eine ganz unsinnige Verzerrung der einfach logischen nordischen, in der Edda erzählten Natur-

sage ist, nach welcher die Asen einem Riesenbaumeister für den Bau einer Götterburg Sonne, Mond und Freyja versprechen, der Baumeister dann durch Loki um sein Wunderroß betrogen wird, und wie endlich Thor, der junge Sommergott, zurückkehrt, den Baumeister erschlägt und Freyja nebst Sonne und Mond befreit. Eine große Anzahl in Märchen und Mythen des Nordens fortlebende Varianten dieser Sage läßt nicht den mindesten Zweifel daran, daß es sich um eine hier heimische Natursage handelt, welche



Fig. 1. Trojaburg von Wisby auf Gotland.

die Befreiung der Sonnengöttin aus den Banden des Winterdämons feiert. Schon in Tuiskoland stellte ich es (S. 460) als zweifellos hin, daß Helena der nordischen Sonnenjungfrau entspreche.

Dagegen verschwieg ich, um nicht eifrigen Mitbewerbern den Weg allzusehr zu ebnen, daß meine Aufmerksamkeit seit länger als zehn Jahren auf eigentümliche, über den ganzen Norden zerstreute labyrinthische Anlagen gerichtet war, die in Skandinavien, wo sie, wie in Rußland, aus Steinen gebaut werden, die Namen Troja, Trojeborg, Tröborg, Trelleborg, in England, wo man sie aus dem Rasen schneidet, ebenfalls Trojaburg (Troytown, wälisch Caer Droia) oder Mauern von Troja

(walls of Troy) tragen. Die hier abgebildete Trojaburg von Gotland giebt ein deutliches Bild von der am häufigsten wiederkehrenden Linienführung dieser Anlagen, die in England noch bis zum heutigen Tage erneuert werden, weil die Figur ein Bild der Stadt Troja sei, und weil die Engländer, und im besondern die Waliser Abkömmlinge der Trojaner wären. Andererseits findet sich über ganz England bis nach Irland, Schottland und den Orkney-Inseln zerstreut, in tausendfacher Wiederholung ein ähnliches, auf natürlichen Felsen, Dolmen, Menhirs und Cromlechsteinen, ja in Begräbnissen der Bronzezeit auf Urnendeckeln u. s. w. eingegrabenes Bild vor, welches ebenfalls seit alten Zeiten den Namen Troja führt. Ebenso ist Rußland in seinen nördlichen Provinzen mit solchen Anlagen übersät, obwohl sie dort jetzt andere Namen führen. Auch in der Mark Brandenburg ließen sich die Spuren einzelner Trojaburgen nachweisen, die hier Wunderberge, im übrigen Deutschland anscheinend Wurmlagen hießen.

Die Verknüpfung dieser Trojaburgen mit der griechischen Trojasage erschien aber zunächst noch zu problematisch, um sie zur Stütze der nordischen Herkunft der Trojasage zu verwenden; auch war bis dahin jeder Versuch, sie mit der Trojasage in Verbindung zu bringen, von den Altertumsforschern energisch zurückgewiesen worden. Die Trojaburgen, welche sich in Skandinavien mehrfach in der unmittelbaren Nähe christlicher Kirchen befinden, sollten vielmehr Nachahmungen ähnlicher Labyrinthe sein, die sich in Mosaikarbeit auf den Fußböden zahlreicher französischer und italienischer Kirchen ausgeführt befinden (Fig. 2) und dort entweder als Symbol der Irrwege dieses Erdenthals oder als (auf den Knieen zurückzulegende) Bußwege für arme Sünder gedient hätten. In dieser Weise hatte schon Edward Trollope (1858) die englischen Feldlabyrinthe, Dr. Nordström (1877) die skandinavischen gedeutet, und W. Meyer wies 1882 in gleichem Sinne auf die mannigfachen Labyrinthzeichnungen von ähnlicher moralisierender Tendenz in mittelalterlichen Handschriften hin, die bis zum neunten Jahrhundert zurückreichen. Diese Zeichnungen sollten ihrerseits hervorgegangen sein aus den Abbildungen des Kretischen Labyrinthes, wie sie sich seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf Münzen der kretischen Stadt Knossos befinden, und, wie

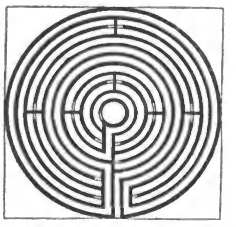


Fig. 2. Labyrinth der Kathedrale von St. Bayeux.

Fig. 3 zeigt, der oben abgebildeten Trojaburg von Wisby auf Gotland und andern Anlagen dieser Art gleichen, wie ein Ei dem andern. Obendrein wurden die Kirchen-, wie die Bücherlabyrinthe nicht selten als Dädalushäuser inschriftlich beglaubigt, nur auf Island trat dafür der Name Völundarhäuser auf, der sich aber so erklären ließ, als sei das Haus des Dädalus einfach in dasjenige des ihm in der Sage so nahe verwandten Schmiedes Wieland (nordisch Völundar) übersetzt worden.

Bei dieser verzwickten Sachlage wird man es begreiflich finden, daß ich mich nicht übereilte, einen, wenn auch noch so wahrscheinlichen Zusammenhang mit der Trojasage zu behaupten, bevor ich nicht jene so plausibel klingenden Erklärungsversuche widerlegen konnte. Dafür fanden sich allmählich Mittel und Wege. Denn einmal waren kirchliche Vorbilder solcher Feldlabyrinthe weder in England, noch in Skandinavien oder Rußland nachzuweisen, während in Italien Feldlabyrinthe schon von Plinius erwähnt werden, und der Name Trojaburg erinnerte in auffälliger Weise an den Namen eines altrömischen Spieles (ludus Trojae), welches sich, den Schilderungen der Alten gemäß, in ähnlichen Windungen wie die des kretischen Labyrinthes bewegt haben sollte. Damit drohte freilich den Lösungsversuchen ein neuer Irrweg; die nordischen Trojaburgen sollten nach dem römischen Spiel benannt sein, welches sonderbarerweise geradeso wie die englischen Trojaburgen als Beweis für die trojanische Abstammung der Römer angeführt wurde, ohne daß dabei eine Erklärung gegeben wurde, welchen Zusammenhang das schon in der Theseussage mit Troja (hinsichtlich der Helena- und Ariadnebefreiung) konkurrierende kretische Labyrinth mit allen diesen Sagen haben könnte. Die Erwägung, daß in den märkischen und englischen Trojaburgen bis in die neuere Zeit Frühlingsfeste gefeiert wurden, zusammengehalten mit der Thatsache, daß der kretische Labyrinthtanz zu Ehren einer Frühlingsgöttin und des im Frühjahr heimkehrenden Apoll auf Delos getanzt wurde, und daß das labyrinthische Trojaspiel der Römer ebenfalls zu Ehren einer Frühlingsgöttin gestiftet sein sollte, gab schließlich der Hypothese hinlängliche innere Festigkeit, um damit nunmehr vor die Öffentlichkeit treten zu dürfen. Dies geschah in drei Aufsätzen, die im August 1891 unter dem Titel „Die Trojaburgen Nordeuropas" in der Vossischen Zeitung erschienen. Sie legten den Plan dieses neuen Forschungsgebietes in seiner ganzen Ausdehnung dar, sofern nicht nur ein altrömischer Waffentanz in verschlungenen Bahnen (der Saliertanz, der auch den Namen Troatanz geführt haben muß)

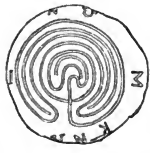


Fig. 3.
Alte Münze von Knossos.

und das von ihm abgeleitete Trojaspiel, sondern auch die kretische Labyrinthsage, die Ilias und die an solche Anlagen geknüpften Sagen von der trojanischen Abstammung der europäischen Völker auf diese alten nordischen Kultgebräuche zurückgeführt wurden, und faßten ihr Hauptergebnis in folgende Sätze zusammen:

„Offenbar werden sich die meisten, die jemals den Namen Trojaburg für die labyrinthischen Steinsetzungen Skandinaviens und Englands und dazu die Sage von einer in denselben eingeschlossenen und zu erlösenden Jungfrau vernommen haben, den Zusammenhang durch einfache Übertragung des Trojanamens auf dieselben erklären wollen. Allein das hat unüberwindliche Schwierigkeiten; denn die Griechen kannten zwar zweierlei Sagen von einer vor oder aus der Trojaburg zu befreienden Dame (Hesione oder Helena); aber sie wußten nichts von einer labyrinthischen Anlage der Burg, nichts von dem befreienden Labyrinthtanz. Die Römer hatten andererseits den (allerdings erst von dem Verfasser als Urform des Trojaspiels vorausgesetzten) labyrinthischen Trojatanz; aber bei ihnen war wieder die Verknüpfung mit dem Steinlabyrinthe und die Befreiung der Jungfrau vergessen. In dem kretischen Labyrinthtanze vereinigt sich die Idee der Jungfrauen-Befreiung mit der des Steinlabyrinths; dagegen fehlt der Name Troja. Somit läge also auch in diesem Falle, wie in so vielen andern, der Schlüssel für das Verständnis der römischen, kretischen und trojanischen Sagen und Gebräuche wieder im Norden, ... und es knüpft sich ein bedeutsames, an neuen Ausblicken reiches Forschungsgebiet der altarischen Mythengeschichte an die halbvergessenen prähistorischen Steinlabyrinthe des Nordens, an denen der Name Trojaborg haften geblieben war, und wenn irgendwo, wird man hier das Wort anwenden dürfen: «Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden.» Man muß es nur verstehen, sie zum Reden zu bringen!“

Die weitere Untersuchung, deren Ergebnisse ich im Zusammenhange mit dem bisher Gefundenen in den vor einigen Monaten erschienenen Trojaburgen* veröffentlichte, hatte sich im besondern mit der Frage zu beschäftigen, was für eine Naturmythe im letzten Gliede hinter der Sage von der in einer labyrinthischen Burg eingekerkerten und daraus befreiten Jungfrau stecken möge. Der Eddasage zufolge haben wir an die Freyja (Vanadis oder Fru Disa), die nordische Liebes- und Frühlingsgöttin, zu denken, und ihr entspricht im Namen und Charakter genau die römische Venus oder Frutis, die beim Trojaspiel gefeiert wurde, die Aphrodite des delischen Labyrinthtanzes und leidlich gut auch die schöne Helena der Ilias. Gleichwohl konnte ich mich bei diesem Ergebnis nicht beruhigen; denn eine Alle-

* Die Trojaburgen Nordeuropas, ihr Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau (Syrith, Brunhild, Ariadne, Helena), den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen zur Feier ihrer Lenzbefreiung. Nebst einem Vorwort über den deutschen Gelehrtendünkel. Mit 26 Textabbildungen. Glogau 1893. Verlag von Carl Flemming.

gorie, wie die, daß der Riese Winter den Frühling oder die Liebesgöttin einkerkert, und daß der sommerliche Gewittergott kommen müsse, um sie im ersten Frühlingsgewitter zu befreien, das ist kein mythischer Gedanke, wie ihn Naturvölker fassen, sondern wie gesagt: eine moderne Allegorie. Die Verwandtschaft des Freyja-Mythus mit der Siegfriedsage, die im Fiölsvinnsmal der Edda bis zu einer völligen Verschmelzung geht — denn hier erwartet Freyja statt der Brunhild innerhalb ihrer festen Burg und Waberlohe auf dem hohen Berge ihren Befreier —, gab bessere Fingerzeige für die Weiterforschung. Es zeigte sich, daß die so weit in arischen Ländern verbreitete Sage von dem Drachentöter, der die gefangene Jungfrau befreit, mit der Burgbausage völlig identisch ist, und in manchen dieser Drachenkämpfersagen, wie der nordischen Ragnar-Lodbrok-Saga, wird die Burg mit ihren Ringen geradezu durch einen gewaltigen Drachen ersetzt, der sich um das Haus der Jungfrau herumringelt, keinen Eingang frei läßt und erst erschlagen werden muß, bevor die Gefangene befreit werden kann. Darüber kann also kein Zweifel sein, daß der Drache nur der Wächter ist, welcher die Jungfrau gefangen hält und manchmal auch in menschlicher Gestalt als ein Greis oder Riese erscheint, der sie zur Frau begehrt. Schon die Brunhild selbst erscheint in den verschiedenen nordischen Sagformen bald von einem Drachen bewacht, bald von der Waberlohe oder einer undurchdringlichen Dornhecke eingeschlossen, bald auf einem unersteiglichen Glasberge, bald in einer rings von Wasser umgebenen Seeburg, bald in einem Turm ohne Thüren eingeschlossen. In den meisten Fällen ist es ein Springpferd, welches den Befreier über alle Hindernisse — in der russischen Sage über neun Mauern — hinwegträgt, damit er die Jungfrau erlösen und hinausführen kann. (Trojaburgen S. 117—146.)

Fast immer wurde Brunhild-Dornröschen als die in Wintersbanden liegende Erde, die vom Frühlingssonnenstrahl wachgeküßt wird, von den Mythologen erklärt; aber bei vorsichtigem Weiterschreiten ließ sich mit Sicherheit nachweisen, daß dies eine neuere Umdeutung ist und daß wir in Brunhild die Sonnenjungfrau zu sehen haben, die vom Winterdämon im hohen Norden vollständig eingekerkert und in Schlaf versetzt wird. Darum hat sich das Verständnis der Brunhild-Sage auch in höhern Breiten am besten erhalten, und im Eddaliede von „Brynhildes Todesritt“ heißt ihr von Waberlohe umzogener Saal der im Süden belegene, weil dort im hohen Norden die Sonne zuletzt gesehen wird, bevor sie auf Wochen oder Monate völlig verschwindet (eingekerkert wird), und zuerst, wenn sie im Frühling ihr Gefängnis wieder verläßt. In einem auf den Faröer Inseln erhaltenen Sigurdliede läßt König Budli auf dem Hildarberge den mit

Waberlohe umzogenen Saal bauen, in welchem seine Tochter Brinhild schlafend auf dem goldenen Stuhle sitzt, bis Sjurdur auf seinem Wunderrosse durch das Feuer reitet, Thür und Fensterladen mit seinem Schwerte zerschlägt und ihre goldene Rüstung zerschneidet. Die Schilderung von Budlis Tochter in demselben Liede ist völlig die der Sonnenfrau, denn es heißt von ihr:

Brinhild sitzt auf Hildarfiall, sie ist Budlis Tochter:
Man sang von ihr im Heldenlied, das Licht würf' neben ihr Schatten,
Brinhild sitzt auf Hildarfiall, mitten in ihres Vaters Reiche:
Es strahlte Glanz vom Achselstück, das war als säh' man ins Feuer.
Brinhild sitzt in ihrem Stuhl, und sie kämmt ihr Haar:
Fein ist das wie Seide und anzusehn wie Gold.

Aus demselben Grunde, weil nämlich auch Dornröschen die im Winter schlafende goldhaarige Sonne ist, heißen ihre Kinder im französischen Märchen: Morgenröte und Tag, in der noch älteren Fassung des Pentamerone: Sonne und Mond. Man sieht daraus, daß man das nordische Sonnenmärchen schon in Frankreich und Italien nicht mehr verstand, weil dort kein Riese Winter stark genug ist, die Sonne gänzlich zum Verschwinden zu bringen. Auch in Mitteleuropa nahm die Sage eine andere, den astronomischen Thatsachen genauer entsprechende Form an: die der Syrith-Sage, deren älteste auf uns gekommene Form Saxo Grammaticus gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aufzeichnete. Hier wird die Sonnenjungfrau mit den goldenen Haaren, der niemand ins Auge schauen kann, von einem Riesen geraubt und in einer öden Felsengegend gefangen gehalten, woselbst sie das Kleinvieh (Ziegen) ihres Vergewaltigers hüten muß. Dort an den Klippen des nordischen Ufers umherirrend, findet sie ihr Verehrer Othar, erschlägt den Riesen, kann aber noch immer keinen Blick der strengen Schönheit erhaschen, selbst nachdem sie in sein Elternhaus eingetreten ist. Endlich greift er zu einem drastischen Mittel, indem er ihr sagt, sie solle ihm als Brautführerin mit der Fackel bei der Vermählung mit einer andern Braut dienen. Nunmehr verbrennt sie ihre Finger (eigentlich wohl die ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin) und wendet die Blicke auf ihren Befreier, der sie mahnt, acht zu haben, und sich nun mit ihr vermählt, die vorgeschützte Braut aber verstößt.

Diese Sage ist nicht nur eine der getreuesten Naturschilderungen der Wintersonne, die man sich denken kann, sondern auch eine der ältesten und verbreitetsten arischen Sagen, die es giebt. Die Sonnenjungfrau, welcher im Sommer niemand ins Auge schauen kann, hält nun im Winter, wo sie, gefangen das Kleinvieh ihres Vergewaltigers hütend, an den Klippen

umherirrt, ihr glanzloses Auge gesenkt und bleibt auch nach den ersten Tagen ihrer Befreiung (Vorfrühling, Kälterückfälle!) noch spröde, bis man an einem bestimmten Tage, nachdem alle Nachwehen des Winters überwunden sind, die „Sonnenhochzeit" überall auf Erden feiern kann, eine Feier, die völlig in diesen heidnischen Formen noch heute von Serben, Bulgaren, Rumänen und Neugriechen am Tage des h. Georg begangen wird, des christlichen Drachentöters und Jungfrauenbefreiers. Man feiert dieses Fest der „Sonnenbraut" am 23. April mit Liedern, die nichts als Nachbildungen der nordischen Syrithsage sind und namentlich die Episode der „vorgespiegelten Vermählung" mit aller Ausführlichkeit wiedergeben.

Nur in einem Punkte weichen diese südslavischen Lieder wesentlich ab; aus dem Sonnenbefreier und Drachentöter ist hier nach altgriechischem Muster der Sonnengott selber geworden, wie ja auch Apoll wohlerkennbar aus dem Drachentöter hervorgegangen ist. Er ist an die Stelle der nordischen Sonnenjungfrau getreten und mußte darum ebenfalls wie sie im Winter das Vieh des Königs von Troja hüten, d. h. sein Wintergefängnis schloß ihn ebensowenig wie das der Syrith eng und dunkel ein, der Südhimmel mit seinen Wolkenschafen war ihm für seine Wege eingeräumt, doch durfte er diesen Bezirk nicht verlassen. Wenn wir nun wieder zu Othar und Syrith zurückkehren, so ist es sehr leicht zu erkennen, daß sich hinter diesen beiden Namen der dänischen Sage zwei in der Edda schon halbvergessene Göttergestalten verbergen: Odhr und Freyja, welche letztere manchmal noch mit dem Beinamen Syr oder Syr Fentanna (die Klippen-Syr, d. h. die niedrig an den Meeresklippen wandelnde Wintersonne) in altnordischen Sagen auftritt. Ein Eddalied hat ihr Verhältnis zu Ottar, d. h. eben jenem Othar oder Odhr, zum Gegenstande, um den sie goldene Thränen weinte, als er fort war, und der sie unter dem Namen Svipdagr in dem schon erwähnten Fiölsvidr-Liede aus der Waberlohe und andern sie umschließenden Banden erlöste. (Trojaburgen S. 156—171.)

Wir sehen also hier ganz deutlich, daß die Freyja der eddischen Trojasage aus der alten Syr entstanden ist, welche mit der altgermanischen und altindischen Sonnengöttin Svarya-Surya identisch ist, und aus deren Namen diejenigen der im Norden stets weiblich gedachten Sonne bei vielen Völkern hervorgegangen sind. Ich erinnere an die englische Sulis, die litauische Saule, die altnordische Sol, den griechischen Seirios, der ursprünglich nicht den Hundsstern, sondern die Sonne bezeichnete; ja nach der Ansicht vieler Sprachforscher ist auch der Name der Helena aus dem alten svar glänzen (svalinn Sonnenschild der Edda) hervorgegangen; denn der Name der Helena wurde im hohen Altertum Velena geschrieben. Syrith

übersetzte Bergmann schon vor vielen Jahren mit Sonnenfeuer (von svar Sonne und aitar griech. aithra Feuer) und verglich den Namen Syrith mit demjenigen der von Ktesias erwähnten Königin Sparethra. Das sind alles Anzeichen, die auf ein sehr hohes Alter der Syrithsage hindeuten, und möglicherweise bezieht sich auch der von Herodot erwähnte Namen der skythischen Sonnengottheit: Oitosyros auf unser Sonnenpaar Othar und Syrith. Es ist bekannt, daß die altgriechischen Schriftsteller Skythen und germanische Völker häufig zusammenwarfen.

Nachdem uns somit alles auf die Sonnenjungfrau, als die drachengefangene und von dem Donnergott zu befreiende Persönlichkeit geführt hat, konnte es nicht schwer sein, den Charakter ihres Einkerkerers genauer zu ermitteln. Die Eddasage berichtet, daß ein Weltquirler Mundilföri zwei Kinder hatte, einen Sohn Mani (den Mond) und eine Tochter Sol (die Sonne). Diese neuerdings von E. Mogk für eine späte Erfindung ausgegebene Mythe beweist ihr hohes Alter dadurch, daß auch in der indischen Mythe der Mondgott Soma oder Manu und die Sonnenjungfrau Surya bei einem großen Quirlprozeß entstehen, und es ist bekannt, daß die Inder ihren männlichen Mondgott, der zugleich als erster Mensch und Totenrichter galt, niemals aufgegeben haben, während Römer und Griechen den noch in späten historischen Zeiten am Schwarzen Meere verehrten Mondgott Men in eine Mondgöttin verwandelten, die sie zuerst Mena nannten, und daß sie ebenso die nordische Sonnengöttin, die bei ihnen als Athene oder Minerva andere Ämter übernahm (Tuiskoland S. 405—418), durch einen männlichen Sonnengott ersetzten. Der Sonnenfrau weiteres Verhältnis zu dem Weltbaumeister und Weltschmied, ihrem Vater, bildete ehemals den Mittelpunkt der nordischen Naturerklärung und hat ebenso in der indischen und persischen, wie in der griechischen und römischen Götterlehre sehr bemerkenswerte Spuren hinterlassen.

Der alte, an der Spitze des ursprünglichen arischen Pantheons stehende Weltschmied, ein Feuergott, war überall durch eine Reformation der Naturdeutungsversuche seiner höchsten Stelle enthoben worden und durch einen Gott des lichten Himmels (Tyr, Thor, Zeus) ersetzt worden, der übrigens immer noch sehr viel von der Feuer- und Blitzschmied-Natur seines Vorgängers im Leibe behielt. Man verband dies mit einer Erklärung des Jahreszeitenwechsels und Sonnenlaufes im Norden, indem man erzählte, der Himmelsschmied sei verjagt worden, weil er im Hochsommer versucht habe, seine Tochter, die Sonnengöttin, zu vergewaltigen, wodurch die Glutwärme des Juli und August entstand. Dafür von den übrigen Göttern entthront und davongetrieben, suchte er sich zu rächen, indem er seine

beiden Kinder Sonne und Mond verlangte, oder in sein Zauberschloß zu locken wußte, damit es nun in der Welt, die seine Herrschaft abgeschüttelt hatte, kalt und finster würde (Eintritt des Winters). Dies ist der Sinn des Edda-Mythus von dem Baumeister Smidhr, der für seinen Weltbau Sonne, Mond und Freyja verlangte, weil der Verfasser der jüngern Edda nämlich nicht mehr wußte, daß Freyja aus der alten Sonnengöttin Syr hervorgegangen war. Thor oder Othar-Siegfried muß die Sonnenjungfrau dann im Frühling aus der Macht des nun zum Winter- und Kältegott gewordenen Baumeisters wieder befreien.

Derselbe Mythus kehrt in der griechisch-römischen Sage von der Vergewaltigung der Athene-Minerva durch Hephäst-Vulkan, in den persisch-indischen Mythen und ebenso in dem nordischen Märchenkranz wieder, den ich in dem Kapitel: „Ein Kaiser will seine Tochter heiraten" (Trojaburgen S. 175—194) behandelt habe. Da die Naturerklärung nun eines Feuergottes nicht entraten konnte, so wurden Tvastr in Indien, Hephästos in Griechenland und Vulkan in Rom als Hofblitzschmiede mit beschränkten Vollmachten neu angestellt, wodurch das Verständnis erschwert wird; man half sich mit einem pensionierten Himmelsschmied und Weltschöpfer (Uranos-Varuna) und legte seine schlechten Thaten, zu denen auch die Verweigerung des von ihm erfundenen Himmelstrankes gehörte, einem drachengestalteten Dämon bei, der die verschiedensten Namen empfing, wie Ahi (der Drache), Maha-Dru und Drogha (der große Trüger) u. s. w., vielfach aber auch unter dem Namen des altnordischen Weltbaumeisters Valas, Valand, Pallas, Phalantos fortlebte. Er wird in Indien bald zum Sohn des Weltschmiedes gemacht, bald mit demselben in Erinnerung an das ursprüngliche Verhältnis einfach identifiziert. Die griechisch-römische Geheimlehre erfand eine andere Auskunft, indem sie den Pallas-Hephästos-Vulkan zum Gemahl seiner Tochter Pallas-Athene-Minerva und den spätern Sonnengott Apoll zu ihrem Sohn, dem Kinde der altarischen Sonnengöttin, machte.

In den uralten Aufzeichnungen der Perser und Inder sind diese arischen Religionsentwicklungen noch sehr deutlich erhalten. Schon im Rigveda wird erzählt, wie der große Drache (Maha-Dru) die Sonne stahl, und wie Indra, der unserm Thor entsprechende Gewittergott, sie wieder befreite. In den persischen Religionsschriften wird dieser Drukhs, Druja oder Drogha noch genauer als ein dreiköpfiger Teufel geschildert, den der persische Drachenkämpfer Thraetaona (aus dem der spätere Feridun, der persische Siegfried, hervorgegangen ist) glücklicherweise jedesmal im Frühling erschlägt, wenn er schon nahe daran ist, durch sein langes Zurückhalten der Sonne und durch die damit verbundene Winterkälte die Welt des

Lebens zu vernichten. Schon Windischmann faßte diesen dreiköpfigen Drogha als den Vertreter des Winters auf, welchen Ahriman erschaffen hatte, um das Heimatland der Arier zu einem winterlichen Lande zu machen, in welchem es nur zwei Sommermonate gäbe. Es würde ganz in Eis und Schnee versinken, wenn nicht die guten Götter den Menschen zu Hilfe kämen und den Thraetaona sendeten, der die Macht des Ungeheuers zerschmettert. Das ist ganz dieselbe wohlthätige Rolle, welche die Edda dem Gotte Thor zuerteilt. Es geht aber zugleich hervor, daß dieses gesamte Religionssystem aus dem Norden stammt. Der dreiköpfige Winterdrache Drogha ist auch wohlerkennbar in dem noch heute in der serbisch-bulgarischen Sage vom dreiköpfigen Dämon Trojan lebendig, der in dem körperlich ganz ebenso gebildeten Winterdämon der Griechen Geryoneus oder Alkyoneus, welchen Herakles besiegt, sein Seitenstück findet und der uns unmittelbar überleitet zum Winterkaiser Troja, welcher die Helena in seine Trojaburg einschließt und den Apoll zwingt, sein Vieh zu weiden (Trojaburgen S. 218—228).

Da nun die indischen Druhs und der vertriebene Himmelsgott Varuna als Schlingenleger und Fallensteller geschildert werden, die Valandhäuser oder Trojaburgen Islands als Tierfallen (ahd. dru) gedeutet werden und auch die Sonnenbraut der slavischen Syrithlieder in einer Schlinge oder Schaukel entführt wird, so lag der Gedanke nahe, auch die Trojaburgen als Burgen des Drogha, d. h. als Sonnenfallen zu deuten, zumal auch in altindischen und altgriechischen Sagen von einer Gefangenschaft der Sonne im feuerumloderten Palaste des Varuna oder Aëtes in Kolchis erzählt wird. In der That geben die Trojaburgen ein genaues Bild der Schleifenwege wieder, durch welche die Sonne, immer niedrigere Bögen am Himmel beschreibend, zuletzt zu dem südlichen Gefängnisse hingeführt wird, aus dem sie sich im höheren Norden für mehrere Monate nicht mehr erhebt (vergl. Trojaburgen S. 182). Das Labyrinth auf Kreta muß um so mehr als ein Nachbild dieser im Süden nicht mehr verständlichen nordischen Sonnenfallen bezeichnet werden, als hier auch der Mythus von dem stiergestalteten Vater heimisch war, der seine Tochter verfolgt (Asterios und Asteria), und weil der dortige Labyrinthtanz die Herausführung der leuchtenden Jungfrau im Frühling in ebensolchen Schleifenwegen schilderte, durch die sie im Herbste hineingelockt wurde (Trojaburgen S. 262—276). Diese Tänze aber sind dieselben wie die nordischen und altitalienischen Frühlingsschwerttänze, die mit der Vertreibung, Steinigung oder Tötung des Winterschmiedes endigten (Trojaburgen S. 236—247).

Der Übergang des göttlichen Drachentöters in den Sonnenhelden ist besonders lückenlos in der persischen Sage erhalten, wo Indra, der auch Vritrahan oder Verethrajan (der Drachentöter) genannt wird, in Feridun ganz offen erkennbar liegt. Im Tuti-Nameh, einer wahrscheinlich auf persischen Ursprung zurückzuführenden türkischen Erzählungssammlung, wird die Geschichte des Drachenkampfes, durch welchen Ferid die Tochter des Sultans erringt, ganz wie in verschiedenen von den Gebrüdern Grimm gesammelten deutschen Siegfriedmärchen erzählt. Man vergleiche namentlich „die beiden Brüder“ (Nr. 60) und die Varianten desselben im dritten Bande mit dem türkischen Feridmärchen. Dieses Märchen muß ungemein alt sein; denn die dasselbe zusammensetzenden Einzelzüge, wie z. B. die Verzehrung des Wundervogels durch den Helden, sein Stärkungstrunk vor dem Drachenkampf, die ihm beim Kampfe beistehenden „treuen Tiere,“ der tiefe Schlaf nach dem Drachenkampf, der Diebstahl der Drachenhäupter durch einen Betrüger, der sich für den wahren Drachentöter ausgiebt, dessen Entlarvung durch die vorher ausgeschnittenen Zungen u. s. w., finden sich von Skandinavien bis Altrom, von Griechenland bis Indien, in altgriechischen Märchen und in den Veden. Es handelt sich also auch in diesen Nebenzügen bereits um mehrere Jahrtausende alte Ausschmückungen der einfachen Ursage von der Befreiung der Sonnenjungfrau.

II. Der Krug von Tragliatella.

So einfach folgerichtig und ohne den Thatsachen irgend welchen Zwang anzuthun, der nordische Ursprung der Trojasage und ihre Verbindung mit den Trojaburgen nun auch von mir entwickelt worden war, gab ich mich doch keineswegs der Täuschung hin, daß ich damit die Philologen, die sich für die berufenen Hüter der Sagenforschung halten, zu meinen Ansichten bekehren würde. Höchstens dürften die naturwissenschaftlichen Gründen nicht zugänglichen Herren von einem Phantasiegebäude, wie andere auch, gesprochen haben, dessen Berechtigung erst noch zu erweisen wäre. Aber ein Glückszufall, auf den ich nie zu hoffen gewagt hätte, fügt es, daß ich meine Gegner, die so sehr über meine Tollheit, Troja im Norden zu suchen, gespottet haben, auf ihrem eigenen Gebiete widerlegen kann, durch einen archäologischen Fund, der in seiner Art einzig ist. Da einige

meiner Aufstellungen in den „Trojaburgen“ so schlagend durch diesen vor zwölf Jahren zuerst beschriebenen Zeugen bestätigt werden, daß es scheinen könnte, ich müsse von demselben schon früher Kunde gehabt haben, so wird es nicht überflüssig sein, mit einigen Zeilen anzugeben, wie ich vor etwa zwei Monaten mit demselben bekannt geworden bin.

Gleich nach der Ausgabe der „Trojaburgen“ erwies mir Herr Professor R. von Kaufmann in Berlin die Freundlichkeit, mir den Abdruck eines Vortrages zu übersenden, den er am 18. Juni 1892 über das von ihm aufgefundene Modell des ägyptischen Labyrinthes vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehalten hat, und der in den Verhandlungen derselben (S. 302—309) unlängst erschienen war. In diesem Vortrage wird auf meine früheren Veröffentlichungen über die Trojaburgen hingewiesen und zugleich bemerkt, daß außer Krause auch Bendorf auf Grund alter Vasenmalereien den Zusammenhang der nordischen Trojaburgen mit dem Trojaspiel der Römer bewiesen habe. Man kann sich denken, wie begierig ich dieser Abhandlung nachspürte; aber da Herr Professor von Kaufmann die Quelle nicht genauer angeben konnte, der Name auch falsch gedruckt war, und die von dem berühmten Archäologen Otto Bendorf in Wien herrührende Darlegung außerdem in einer fremden, nicht einmal seinen Namen auf dem Titel tragenden akademischen Abhandlung eingeschachtelt war,* so hatte ich es nur einem Zufall zu danken, daß ich dieselbe nach vieler vergeblichen Mühe schließlich glücklich ermittelte.

Sie bezieht sich auf einen, wie es scheint, schon 1877 mit andern Gegenständen auf altetruskischem Gebiete bei Tragliatella, einer zwischen Paliboro und dem Lago di Bracciano gelegenen Besitzung des Herrn Tommasi Tittoni, einige Meilen von Rom, gefundenen altetruskischen Thonkrug, der durch seine mittelst Einkratzung (Sgraffito) hergestellten Bilder und Inschriften jedenfalls zu den merkwürdigsten Funden gehört, die man jemals auf italienischem Boden gemacht hat. Im Jahre 1881 gelangte er in die Hände zweier bewährter Forscher, Helbigs,** der seine Bilder und seinen Kunstwert, und Deeckes,*** der seine Inschriften deutete. Beide kamen übereinstimmend zu dem Ergebnisse, daß es sich um eins der ältesten, nach griechischen Vorbildern auf italischem Boden gefertigten Gefäße handelt, dessen Entstehung in das 6. bis 7. vorchristliche Jahrhundert

---

* Max Büdinger, die römischen Spiele und der Patriciat. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse Bd. 123 S. 47—55. Wien 1891.) ** Bullettino dell' Instituto di Corrispondenza archeologica No. 4 di Aprile 1881 p. 65 ff. *** Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica V. 53 (1881) p. 160.

angesetzt werden müsse. So häufig etruskische Inschriften auf Spiegeln, Gemmen und Skarabäen vorkommen, kannte man bis dahin nur zehn mit solchen Inschriften versehene Gefäße aus gebranntem Thon, und „das bemalte Gefäß von Tragliatella, von ältester etruskischer Fabrikation, mit vier freilich sehr kurzen etruskischen Inschriften verziert, ist ohne Zweifel von allen das weitaus wichtigste, nicht allein weil es die Einführung griechischer Mythen in Etrurien in einer sehr alten Epoche beweist, sondern auch weil es unsere Kenntnis der etruskischen Sprache beträchtlich fördert," sagt Deecke.

Dieser ungefähr 25 Centimeter hohe Krug (Fig. 4) ist auf vier verschiedenfarbig grundierten Zonen mit eingeritzten Figuren versehen, die mit ziemlich unbeholfener Hand hingeworfen sind und von denen uns nur diejenigen des breiten, über den Krugbauch hinlaufenden Hauptstreifens näher beschäftigen sollen. Denn die andern Streifen enthalten Tierbilder und einfache Scenen, wie sie auf andern Vasen chalkidischen Ursprungs häufiger vorkommen und wohl nur als Ornament und Raumausfüllung zu deuten sind. Dagegen enthält der Hauptstreifen offenbar lauter Scenen eines zusammengehörenden Mythus von italienischer, oder sagen wir nur, nichtgriechischer Lokalfärbung. Darunter fesselt vor allem unsere Aufmerksamkeit die auf der Mitte der einen Krugseite angebrachte Darstellung einer Trojaburg, die, wie wir schon wissen, dem kretischen Labyrinth, wie es auf alten Münzen der Stadt Knossos abgebildet erscheint, im wesentlichen gleicht. Derartige kretische Münzen mit einem aus künstlich verschlungenen krummen Linien gebildeten Labyrinthbilde reichen aber nicht über das vierte vorchristliche Jahrhundert zurück, während die hier in Rede stehende Abbildung nach Helbig und Deecke 200—300 Jahre älter ist.



Fig. 4.
Der Krug von Tragliatella.

Das merkwürdigste aber ist, daß diese Figur gar nicht von der kretischen Labyrinthsage beeinflußt erscheint; denn in der äußersten Windung des Labyrinths steht rückläufig mit Buchstaben des ältesten italienischen Alphabets (nach Deecke wahrscheinlich chalkidischen Ursprungs) truia = Troja eingeritzt. Daß die Etrusker statt Troja truia schrieben, ist auch durch andere zu Bildern des troischen Sagenkreises gehörige Inschriften bezeugt, und danach deutete Deecke das Bild ganz unbestimmt auf einen Stadtplan (una pianta di città), und auch Helbig blieb im Zweifel, ob man dabei an die Stadt Troja oder an das Troja-

spiel der Italiener zu denken habe. Erst Bendorf glaubte hier eine älteste Urkunde über das Trojaspiel der Italiener erkennen zu sollen, welches man bis dahin nur bis zur Zeit Sullas (vergl. Trojaburgen S. 258) zurückverfolgt hatte. Ob hierin Bendorf nicht schon einen Schritt zu weit geht, bleibe dahingestellt; denn diese Inschrift und Figur bezeugt meines Erachtens nichts weiter, als dasjenige, was ich auf S. 250 der Trojaburgen behauptet habe, daß nämlich das Trojaspiel der Römer aus „einem alten, offenbar religiösen, in labyrinthischen Bahnen verlaufenden Tanze der Ureinwohner des Landes hervorgegangen sei." Wir ersehen hieraus mit Sicherheit, daß ursprünglich auch in Italien geradeso wie in England und Skandinavien nicht der Tanz oder das Spiel, sondern vielmehr das Labyrinth selbst Troja hieß.

Dies ist eine Thatsache von ganz ungewöhnlicher Bedeutung, und ich bitte diejenigen meiner freundlichen Gegner aus dem philologischen Lager, die meine Ausführungen nicht für gänzlich der Beachtung unwert ansehen, genau zu prüfen, was ich jetzt zu sagen habe. Kein römischer Altertumsforscher, weder Varro, noch Cato, noch Cicero, noch irgend einer der vielen Schriftsteller, die über das Trojaspiel berichtet haben, selbst Sueton nicht, der ein besonderes Buch über die römischen Jugendspiele geschrieben hatte, kann die Thatsache gekannt haben, daß man das Labyrinth, in welchem der altehrwürdige Frühlingstanz stattfand, auch in Altitalien Troja genannt hat. Sonst würde es Plinius, der von den italienischen Feldlabyrinthen spricht, ganz sicher erwähnt haben, und weder Servius, der Ausleger des Vergil, noch Festus und andere aus noch reichlichen Quellen schöpfende Altertumsforscher würden sich den Kopf darüber zerbrochen haben, was die im alten Salierliede vorkommenden Worte troare und antroare zu bedeuten hätten. (Trojaburgen S. 255.) Es ist auch ganz erklärlich, daß man diesen Namen früher halb und halb absichtlich in Vergessenheit sinken ließ; denn sonst hätte man ja dem Trojaspiel nicht den trojanischen Ursprung beilegen können. Ebensowenig hatte sich der alte Labyrinth-Name Troja auf Kreta erhalten. Es scheint demnach im höchsten Grade gewagt, mit Wilhelm Meyer oder Bendorf anzunehmen, daß die Römer einen Namen für eine Anlage, den sie schon vor Beginn unserer Zeitrechnung vollkommen in seiner Grundbedeutung vergessen hatten, nach England und Skandinavien gebracht haben sollten. Vielmehr liegt hier wieder der nämliche Fall vor, den ich (Trojaburgen S. 266 ff.) hinsichtlich der Sagen von Gotland und Delos erörtert habe; die Übertragung könnte nur in prähistorischen Zeiten erfolgt sein.

Nun rechnet man wohl, das Trojaspiel sei von den Römern nach

England und Skandinavien verpflanzt worden, und danach könnten die Labyrinthe des Nordens wiederum, wie ehemals in Italien, Troja genannt worden sein durch eine Art mystischen Vorgangs, der eine Idee durch einen Träger, welcher dieselbe gar nicht besitzt, wie eine Ansteckungskrankheit fortpflanzen läßt. Alles, was wir wissen, ist, daß das Trojaspiel selbst bei den Römern einer schnellen Vergessenheit anheimfiel, sobald der „trojanische" Cäsaren- und Patricierstamm ausstarb; das Spiel wurde wohl auch später noch aufgeführt; man nannte es aber nicht mehr Trojaspiel, sondern einfach Pyrrhiche. Auch hat kein alter Schriftsteller berichtet, daß das alte Trojaspiel auf dem Boden vorgezeichnet wurde, was man wenigstens dann erwähnt haben würde, falls dieser Spielplan noch im Gedächtnis des Volkes seinen auffälligen Namen getragen hätte, einen Namen, der nicht zu denen gehört, die man so leicht vergißt.

Auf der andern Seite haben wir zu bedenken, daß der Name Troja im Norden an Hunderten labyrinthischer Anlagen haftet, die sich von den Küsten des Atlantischen Oceans im Norden bis nach Island und im Osten bis tief in das Innere von Rußland verbreitet haben; wir finden ihn in England ferner verknüpft mit den mehr als tausend ähnlichen Steinzeichnungen, die sicher über die römischen Zeiten hinaus, höchst wahrscheinlich bis tief in die Bronzezeit hinaufreichen. Bedenken wir ferner, daß das Wort ebensowohl aus den germanischen wie aus den romanischen Sprachen erklärt werden kann (Trojaburgen S. 11—12), klingt es da nicht wie eine Ungeheuerlichkeit, eine Bezeichnung, die im Norden hundertmal vorkommt, aus Italien herleiten zu wollen, wo sie mit Mühe und Not ein einziges Mal nachgewiesen werden konnte?! Wird man ein Land, in welchem man einmal einem der Menagerie entsprungenen Löwen begegnet, als Heimat der Löwen ansehen, oder nicht vielmehr dasjenige, wo man Scharen des Tieres antrifft? Dazu kommt, daß man in einem fast genau durch dieselben Längengrade begrenzten Strich Nordeuropas dieselben höchst eigentümlichen mondförmigen Formen von Bronze-Rasiermessern findet wie im voretruskischen Italien, dieselben sonst nicht wieder in der Welt vorkommenden thönernen Begräbnisurnen in Gestalt altgermanischer Häuser (Hausurnen), dieselben Sitten und Gebräuche in Sachsen und Albalonga. Daß nun aber die Labyrinthe zu einer nordischen Kultform gehören, mithin südlich gewandert sein müssen, wenn sie im Süden vorkommen, glaube ich bereits im vorstehenden hinlänglich wahrscheinlich gemacht zu haben.

Gehen wir also in der Betrachtung der Krugzeichnungen weiter. Wir sehen nun aus dem Labyrinthe zunächst zwei Reiter hervorkommen (Fig. 5), oder vielmehr wir dürfen annehmen, daß sie aus der Trojaburg kommen,

da der Schweif des hintern Pferdes noch in den Windungen derselben steckt. „Der naiv verfahrende Künstler“ sagt Bendorf feinsinnig mit Bezug auf die ähnlich angeordnete, von Homer geschilderte Darstellung des von Hephäst auf dem Achillesschilde dargestellten Labyrinthtanzes neben dem Tanzplatz, „zerlegt, was er nicht mit einem Mal bewältigen und als Ganzes faßbar geben kann. Assyrische Reliefs verdeutlichen den Auszug aus einer Stadt durch eine Figurenreihe, die von dem Grundrisse der

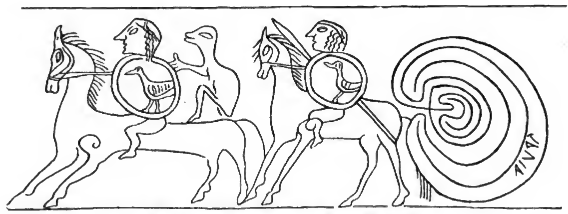


Fig. 5. Die aus der Trojaburg kommenden Reiter.
(Aus den Jahrbüchern des römischen Instituts Band 53 Tafel L.)

Stadt hinwegschreitet; sie verlegen Scenen, die in einem Zelte vorgehen, vor oder neben dasselbe, ordnen Gegenstände übereinander an, welche hintereinander zu denken sind u. s. w.“ In der nämlichen Weise wie hier auf unserm Bilde ließ (nach Bendorf) Homer den Hephäst in der auch von mir angeführten Stelle (Trojaburgen S. 264) erst den Tanzplatz (choros) des Dädalos, d. h. das Labyrinth, und dann daneben die Tänzer abbilden, die eigentlich im Labyrinth selbst tanzend darzustellen gewesen wären. Während ich jene Homerstelle nach dem Vorgange von O. Müller, Welcker, Preller und Petersen ganz ebenso aufgefaßt hatte und Bendorfs Erklärung des Nebeneinander statt eines Ineinander völlig beistimme, kann ich mich jedoch nicht seiner Meinung anschließen, daß die beiden Reiter des Kruges schon auf das Trojaspiel der römischen Jugend hindeuteten.

Es kann freilich nur als eine Vermutung aufgenommen werden, wenn ich sage, daß mir die beiden Reiter eher wie die nordische Märchenscene der Jungfrauen-Erlösung aus dem Labyrinthe erscheinen wollen. Denn wir werden gleich sehen, daß diesen beiden Reitern sieben bis acht Fußtänzer voraushüpfen; sie sind also nicht anders zu betrachten, als der oder die berittenen Einzeltänzer beim englischen Morristanz (Trojaburgen S. 241). Mir scheint, als ob der vordere Reiter vielmehr eine Reiterin darstellen solle,

nämlich die erlöste Jungfrau, welche der Retter auf das Wunderpferd ihres Kerkermeisters gesetzt hat. Man beachte zunächst, daß der Vorderreiter keinen Speer trägt, obwohl er mit dem Schilde bewaffnet ist, und sich dadurch von allen übrigen neun Mitspielern sehr auffällig unterscheidet. An der Haarfrisur sind die beiden Geschlechter auf den Bildern dieses Kruges so gut wie gar nicht verschieden, nur bei diesen beiden berittenen Personen ist die vordere durch längeres Haar ausgezeichnet. Auch das Tier, welches hinter der mutmaßlichen Reiterin auf dem Pferde sitzt und welches Helbig einen Affen nennt — man könnte wohl ebensogut an einen Hund denken! —, darf nicht übersehen werden; es erinnert an die treuen Tiere, welche dem Drachentöter bei der Jungfrauenbefreiung beistehen. (Vergl. Trojaburgen S. 153—154 und oben S. 22.) Auf den Schildern der beiden Reiter sind Vögel dargestellt — Wasservögel nennt sie Helbig wegen der Schwimmfüße und langen Schnäbel —, und ein Vogel spielt in den Sagen vom Drachentöter vielfach eine große Rolle, sowohl im alten Märchen als in den Sigurdliedern. Gegenüber den Tänzern, die drei Speere tragen, ist der Ritter nur mit einem einzigen bewaffnet, den er dem Drachen in den Rachen stieß; sein hochbeiniges Pferd ist wohl das Wunderpferd, welches ihn über die Mauern des Labyrinths hinwegtrug.

Den Reitern vorauf bewegt sich die schon erwähnte Tänzergruppe aus sieben unbärtigen Jünglingen ohne Helm und Beinschienen (und wahrscheinlich nur mit einem Lendenschurz bekleidet zu denken) im Tanzschritt vorwärts (Fig. 6). Jeder derselben trägt drei Speere und einen mit dem Eberzeichen versehenen runden Schild; das Haupthaar wird durch eine schmale Binde zusammengehalten, die bei den Römern lange priesterliches Abzeichen war. Offenbar haben wir uns vorzustellen, daß diese Tänzer gleich den Reitern aus dem Labyrinthe hervortanzen und sich in labyrinthischen Linien bewegen. Sie erinnern vollständig an die auf zwölf Köpfe vermehrte salische Brüderschaft des spätern Roms, die den Trojatanz zur feierlichen Eröffnung des Frühlings im März aufführte und darin wieder ganz den germanischen Schwerttänzern glich, von denen schon Tacitus erzählt, und die ihren Frühlingstanz in Deutschland, England und Skandinavien bis in die letzten Jahrhunderte hinein, ja zum Teil bis zur Neuzeit aufführten, wie ich das in dem Kapitel über die „Waffentänze der germanischen Stämme" (Trojaburgen S. 236—247) ausgeführt habe. Tacitus sagt von den germanischen Jünglingen, sie hätten den Schwerttanz nackt aufgeführt; die Salier erhielten nachher eine priesterliche Amtstracht mit bunter Tunika, Bronzegürtel, purpurverbrämter Toga und spitzen hohen Hüten oder Helmen; gleichwohl beharre ich bei meiner in dem

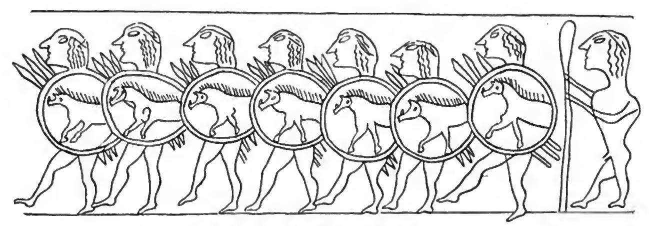


Fig. 6. Die Gruppe der Labyrinthtänzer.
(Nach Tafel L. der Jahrbücher des Archäologischen Instituts 1881.)

Kapitel „Trojaspiel und Saliertanz“ (Trojaburgen S. 247—262) ausgesprochenen Meinung, daß aus dem Waffentanz der Ureinwohner zunächst der Saliertanz und aus diesem erst das berittene Trojaspiel hervorgegangen sei. Die beiden Reiter unter den Tänzern, die ja immerhin als der Keim des Trojaspiels betrachtet werden dürfen, beweisen gar nichts gegen diese Auffassung; denn noch bis in unser Jahrhundert hinein durfte das hölzerne Pferd (hobby horse) beim englischen Frühlingsschwerttanz niemals fehlen (Trojaburgen S. 241); es hatte ja das Springroß darzustellen, welches den Drachentöter über die neun Mauern der Trojaburg trug.

Recht beachtenswert wollen mir die Eber als Schildzeichen der Tänzer erscheinen. Wir wissen, daß der Eber den nordarischen Völkern, namentlich den Kelten, Angelsachsen und Ästuern, als Zeichen des Sieges galt. Sie trugen daher Eberbilder auf ihren Schildern, Eberköpfe auf den Helmen und Eberbilder als Feldzeichen; man sieht dieselben auf den Münzen der Äduer und auf dem Triumphbogen von Orange abgebildet (vergl. Tuiskoland S. 234). Ebenso war es bei den alten Persern der Fall, und in den Zendtexten wird der Sieg (verethraghna) wiederholt in der Gestalt eines gewaltigen, mit scharfen Klauen und Hauern bewaffneten Ebers personifiziert (Windischmann, Zoroastrische Studien S. 277). Vor allem gilt das von dem mythischen Siege des Indra über den Sonnenräuber, und der Name des persischen Siegfried: Verethrana bedeutet ja den Vritra-Besieger. Ebenso blieb im Norden der Eber das heilige Tier der Freyja und des Freyr; Freyja wird auf dem Eber reitend dargestellt. Bei den spätern Römern finden wir den Eber nicht mehr in dieser Weise als Bild des Sieges aufgefaßt, und wenn uns auch Plinius (h. n. X. 4, 5) erzählt, daß neben der Adlerstandarte früher auch Wolf, Minotaurus, Pferd und Eber als Heerzeichen den Legionen vorangetragen wurden, so setzt er

doch hinzu, daß schon Gajus Marius während seines zweiten Konsulats den Adler zum alleinigen Heerzeichen geweiht habe.

Hinter den Tänzern schreitet bedächtig ein völlig nackter, nicht am Tanze teilnehmender Mann einher, der mit beiden Händen einen langen Stab, höher als er selbst, wie eine Stütze gefaßt hält. Helbig sagt, er trüge eine Lanze, und man könnte in ihm dann ja wohl den Leiter des Tanzes erblicken wollen, der den großen Stab wie einen Heroldstab aufstützt. Allein abgesehen davon, daß ein solcher doch wohl an der Spitze des Zuges erscheinen und nicht des Schildes ermangeln würde, will mir auch der Stab mehr wie eine Keule oder ein ausgerissener Baumstamm, das Abzeichen der Riesen, erscheinen. Wir wissen nun, daß am Schlusse des alten zum Tanze gesungenen Salierliedes der alte Schmied Mamurius, der den Tanz (wie Dädalos auf Kreta) erfunden und die Schilde geschmiedet haben sollte, angerufen und dann mit blankgeschälten Stäben zur Stadt Rom hinausgeprügelt wurde. Dies ist nun eine Ceremonie, die ganz genau ebenso bei der nordischen Frühlingsfeier stattfand; es handelt sich um den Winterdämon, der die Sonnenjungfrau so lange verborgen gehalten hatte und der nun besiegt ist und verjagt wird (Trojaburgen S. 112—114 und S. 241—247). Darum geht er wie ein Gefangener zwischen den tanzenden Speerträgern und dem Jungfrauenbefreier im Zuge.

Dem Tänzer-Reigen vorangestellt finden wir dann eine Scene, die uns nochmals daran erinnert, daß wir es mit der altitalienischen Auffassung der Trojasage in diesen Darstellungen zu thun haben. Eine mit dem gewürfelten Chiton bekleidete Frau steht einem jungen, nur mit dem Lendenschurz bekleideten Manne gegenüber und bietet ihm einen runden Gegenstand dar, oder aber sie hat denselben gegen einen andern runden Gegenstand in der Hand des Jünglings ausgetauscht, der seine rechte Hand auf die Schulter eines jungen, ebenfalls mit dem Chiton bekleideten Mädchens legt (Fig. 7). Man würde darin die Schlußscene des Paris-Urteils erkannt haben, auch wenn neben der Figur der kleinen Helena nicht ausdrücklich in ältester italienischer Schrift geschrieben stünde: mi velena, d. h. „ich bin“ oder „dieses ist die Helena.“ Daß die Helena in verjüngter Form dargestellt ist, könnte als ein ähnlicher Notbehelf des naiven Künstlers, wie die oben erörterte Nebeneinanderstellung von Trojaburg und Tänzer, gedeutet werden, nämlich als die Ausführung des Künstlerwunsches, darzustellen, daß Paris der Venus den Apfel reichte und diese ihm dafür den Besitz der schönsten Frau, der hier gleichsam in verkleinernder Ferne gezeigten Helena, versprach. Man müßte demnach glauben, der italienische Töpfer habe auf einer griechischen Vase ein Bild des Paris-Urteils vor-

gefunden und dasselbe in seiner Weise dem Bilder-Cyklus der altitalienischen Trojasage einzuverleiben und anzugliedern gesucht. Nur kurz will ich erwähnen, daß sich neben den beiden erwachsenen Personen dieser Scene zwei hier weggelassene Inschriften befinden, welche aber keine mythologische Bedeutung haben, sondern nach Deecke's Übersetzung lauten: „diesen (Krug) verfertigte Amno“ und „diesen (Krug) schenkte Ateia.“

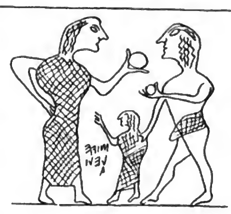


Fig. 7.
Das sogenannte Paris-Urteil des Kruges.

Allein, wenn die Anfertigung des Gefäßes wirklich bis zum siebenten Jahrhundert zurückreicht, würde es nicht ohne Bedenken sein, hier schon eine Darstellung des Paris-Urteils zu erwarten, welches, wo es in der Ilias auftritt, als spätere Einschiebung betrachtet wird und erst eine Erfindung der sog. Kyprien sein soll. Auch erinnert die gegenseitige Darreichung eines runden Gegenstandes an die rollende Kugel der Jaga Baba in den russischen Drachenkämpfer-Sagen, durch die der Held zu dem Zwinger mit den neun Mauern geleitet wird, der die Jungfrau einschließt (Trojaburgen S. 145). Noch eine andere Möglichkeit liegt darin, daß wir die Urform der südlichen Sage vor uns haben, aus der sowohl die Helenasage, wie die Ariadnesage entsprangen. Erinnern wir uns nämlich der oben (S. 13) erwähnten Sage, daß Theseus die Helena entführt habe, so könnte der junge Mann des Krugbildes auch Theseus sein, dem Athene-Ariadne den Knäuel reicht, mit welchem er die Helena aus der Trojaburg herausführen soll. Wir wissen allerdings, daß Athene eigentlich selbst die gefangene Göttin war, die in der Trojaburg eingeschlossen saß und den Diomedes, als Befreier ihres Bildes, begünstigte, wie sie vorher Jason, Perseus und Theseus bei ihren entsprechenden Heldenthaten unterstützt hatte (Trojaburgen S. 279). Wir kommen sogleich bei der nähern Betrachtung der Inschrift hierauf zurück.

Die sehr altertümliche Namensform Velena eröffnet ähnliche Ausblicke auf eine Vorgeschichte der griechischen Helena-Sage, die ich jedoch, da sie dem mir ziemlich fernliegenden sprachlichen Gebiete angehören, nur mit allem Vorbehalt geben kann, sie freilich auch nicht unterdrücken mag, da sie vielleicht ein neues Licht in diesen bisher so dunkeln Sagenkreis werfen. Doch hören wir zunächst Deecke's Meinung über das Alter dieser Schreibweise: „Die Form Velena,“ sagt er, „genau dem griechischen *Ϝελένα* im Etymologicum magnum und dem lateinischen Velena auf einer Ciste

von Palästrina entsprechend, übertrifft alle andern etruskischen Formen dieses Namens, wie Vilenu, Elina, Helenaia, Elinai, Elinei an Reinheit und Ursprünglichkeit, wie das mit dem angenommenen Altertum des Gefäßes übereinstimmt.“ Man hat sich gewöhnt, den Namen Helena von altarisch svar oder griechisch felein strahlen, glänzen, abzuleiten und ihn mit griechisch helane (selaine) die Fackel, zusammenzustellen, und da wir in Helena die Sonnenjungfrau sehen, würde diese Ableitung für unsere Anschauung um so mehr genügen, als die Sonnenscheibe auch in der Edda svalin genannt wird. Allein Curtius hält diese Ableitung für ziemlich problematisch und leugnet eine Verwandtschaft zwischen Helios und Helena ganz und gar. Darum dürfte eine versuchsweise Verbindung mit der alten Wurzel var-, val-, vel- (wobei der Anlaut als Digamma oder Halbvokal u zu fassen ist) krümmen, umziehen, einschließen, wovon sanskrit. vara, Garten, vara-jami ich hege oder schließe ein, apa-var öffnen, litauisch at-verti öffnen, su-verti schließen; griechisch: elyo, eilyo, eileo ich winde, umhülle, wickle oder schließe ein, eilar die Umhegung, elinos Ranke, amp-elos der Umranker (Weinrebe), helike Schnecke u. s. w., ferner lateinisch: volvo, voluta ich winde oder wälze, voluta die Schneckenlinie; gotisch: valvjan, althochdeutsch: wellan wälzen, gehören. Curtius wollte diese Wurzel in zwei gleichlautende Wurzeln trennen, von denen die eine bloß winden, wickeln, die andere einschließen, fesseln bedeuten sollte; aber das ist offenbar ein und derselbe Begriff, ob ich eine Person oder Sache umwinde, umwalle oder bis zur Fesselung einschließe.

Ganz dieselbe Wurzel scheint nun aber auch in den Namen der alten Schmiede- und Feuergötter zu stecken, welche die Sonnengöttin im nordischen Sonnenmythus einschließen oder fesseln, d. h. im Varuna, Valas oder Valand, denen sich vielleicht der slavische volchow (Zauberer) und griechische Velchanos anschließen und von denen Varuna und Valas längst als die Einschließer, Umhüller und Fesseler (der Sonne) gedeutet wurden. Auch der keltische Balar, den ich schon früher (Trojaburgen S. 85) mit unserm Valand verglichen habe, ist der Umwaller, der da lehrt, feste Wälle anzulegen, mauerumkränzte Burgen und Städte zu gründen, da alles Bauland früher mit dem Pfluge feierlich eingekreist wurde, wodurch der Begriff dann leicht in denjenigen des Schmied-Baumeisters übergeht. Allen Schmiedegöttern wird die Kunst des Fesselns beigelegt; so fesselt Hephästos nicht allein seine Gattin, die Venus, indem er sie mit Mars in einem künstlichen Netze fängt, sondern sogar seine eigene Mutter, in einer Sage, welche die größte Ähnlichkeit zeigt mit der über ganz Europa verbreiteten Erzählung von dem Schmiede, der Tod und Teufel

fesselt, so daß sie seinen Apfelbaum, oder eine bestimmte Stelle seiner Schmiede nicht mehr verlassen können. Ebenso fesselt Balar seine Tochter, Wieland die Baduhild, Hephästos oder Pallas die Athene, und eben weil Varuna der Welt-Fesseler ist, habe ich in ihm den alten Feuer- und Schmiedegott gesucht (Trojaburgen S. 181). Dieses Umgarnen und Einschließen in immer engere Kreise — man vergleiche auch den Wolf (sanskr. varki), der die Herde umkreist und die Sonne frißt, sowie den Menschen, der sich durch Umkreisung seiner abgelegten Kleider in den Werwolf (bei Petron) verwandelt — scheint unsern Valand eigens für die Rolle des Teufels prädisponiert zu haben, und auf alten Holzschnitten (z. B. zum Ritter Tundalus) sieht man die Teufel mit eigentümlich eingekrümmten Fangeisen um die arme Seele herumtanzen, um sie durch immer engere Einschließung schließlich in den Höllenrachen zu treiben. Valand ist der Fallensteller, und darum wurden die Valandhäuser oder Trojaburgen auch Tierfallen genannt (Trojaburgen S. 71).

Wenn aber Valand den Einschließer bedeutet, so könnte Velena schließlich die Eingeschlossene sein, und so heißt denn auch im dänischen Liede die geraubte, in der Unterwelt eingeschlossene und von Roland herausgeführte Jungfrau, ganz wie bei den alten Etruskern, Eline (vergl. oben S. 34 und Trojaburgen S. 151). Dann aber würde sich vielleicht auch ein sprachlicher Zusammenhang zwischen Helena und Ilion, sowie der Athene Ilias herausstellen. Schon vor vielen Jahren machte Oskar Meyer in seiner Bonner Dissertation (Quaestiones Homericae 1867) darauf aufmerksam, daß die feste Burg des Valas in den Veden auch vîlu und dridha (aus dardha fest) d. h. die Festung genannt werde, und wollte daraus die Namen der trojanischen Feste Ilion und Dardanos herleiten. Da wir schon (Trojaburgen S. 12) das Wort Troja ebenso erklärt haben, so würden die Namen Troja, Ilion, Dardanos, Pergamos alle dasselbe bedeuten, nämlich Festung, Burg. Das Wort vîlu gehört wohl sicher hierher; denn dem Naturmenschen ist umwinden = fesseln, und merkwürdig genug tritt uns auf dem Boden Großgriechenlands auch eine Fesselungs-Athene (Athene Eilenia) entgegen. In dem Wunderbuche des sogenannten Aristoteles (de mirabilibus auscultationibus ed. Beckmann, p. 240) wird erzählt, daß Epeios, der Verfertiger des hölzernen Pferdes, mit welchem Troja eingenommen wurde, nach Metapont in Italien gekommen sei und von der Athene so lange mit Fesseln umringelt wurde, bis er seine Absicht, die Werkzeuge, mit denen er das hölzerne Pferd verfertigt hatte, in ihren Tempel niederzulegen, ausgeführt hatte. Davon habe Athene den Beinamen Eilenia (die Fesslerin oder Einschließerin) erhalten.

Auch Justinus (XX. 2) kennt diese wunderliche Geschichte und sagt, es seien eiserne Werkzeuge gewesen; aber sehr ungeschickt haben die Textverbesserer aus der Athene Eilenia eine hellenias gemacht, als ob es noch eine andere als die hellenische Athene gäbe. Es war dies um so unpassender, als die Erzähler doch gerade mit der Fesselung, die den Epeios dort festhielt, den Beinamen der Athene erklären wollten. Auch der Etymologus kennt die Geschichte von der Fessel-Athene, nur daß hier Philoktet von ihr an einem Orte eingeschlossen wird, der danach Eilenia genannt wurde, und den auch das Itinerarium des Antonin kennt.

Philoktet und Epeios spielen aber ungefähr dieselbe Rolle in der Trojasage; denn wie Philoktet den Bogen des Herakles, Trojas ersten Eroberers, bringen muß, um Paris zu erlegen, so verfertigt Epeios das Roß, mit welchem Troja allein erobert werden kann. Dieses hölzerne Roß ist ein sehr merkwürdiges Ding; es erinnert lebhaft an das hölzerne Steckenpferd, auf welchem im englischen Schwerttanz die Jungfrau Marian erobert und befreit wird. (Vergl. Trojaburgen S. 280 die Vergleichung des mauernöffnenden Siegfried-Rosses mit dem Trojapferde.) Schon Düntzer war es aufgefallen, daß der Roßverfertiger in der trojanischen Sage immer mit einem keltischen Worte (Epeios statt Hippeios vom keltischen epo, Pferd) benannt wird, und daß dieses hölzerne Pferd stets durch ein Beiwort (dureios oder durateus hölzern) bezeichnet wird, welches ebenfalls auf keltischen Ursprung deutet. Auch die Athene Hippia, die Schutzgöttin der Pferde, erinnert lebhaft an jene so oft in den Keltenländern angetroffene Göttin Epona, die auch in Italien Eingang gefunden hatte. Epeios und Epona (Hippona) gehören mithin zusammen; denn Epeios, der Pferdemann, war doch zu Troja der Befreier auch der gefangenen und eingeschlossenen Athene gewesen, und ich halte es einer weitern Untersuchung wohl wert, ob nicht alle jene Beinamen der Athene (Ilias, Alea, Eilenia) vielmehr ebenso wie Velena ursprünglich die in Windungen eingeschlossene Göttin bezeichneten, deren Befreiung aus der Unterwelt man zu Troja, ebenso wie diejenige der Athene Itonia in Böotien mit Spielen feierte. Ob bei dem Metapont, in dessen Nähe der Tempel und die Stadt der Fessel-Athene gelegen haben soll, an die Stadt des Pythagoras zu denken sei, wie Beckmann stillschweigend angenommen hat, scheint mir sehr zweifelhaft. Ich weiß nicht, ob schon jemand bei dieser Gelegenheit bemerkt hat, daß Solinus zwei Städte dieses Namens in Großgriechenland kannte; denn er sagt (II. 10—11): Metapont (d. h. die bekanntere Stadt dieses Namens) sei von den Pyliern gegründet worden, dasjenige Metapont hingegen, welches nunmehr Vibo genannt werde, von den Lokrern. Dieses Vibo hieß früher

Hippo und könnte wohl die Stadt des Epeios und der Eilenia gewesen sein; denn auch ihr weiterer Beiname Valentia erinnert an vallis oder vallum, die mit Bergen, Wällen oder Mauern umzogene Gegend. Vielleicht war hier ursprünglich ebenfalls die Sage von der umwallten Göttin (Eilenia) und ihrer Befreiung durch den Pferdemann heimisch gewesen, mußte sich aber, als die griechische Trojasage alle andern überstrahlte, jene Umdeutung gefallen lassen. Man vergleiche auch die Georgsstadt Silena und Seilenos (Selene) mit dem gefesselten Mondgott der Inder (Trojab. S. 205 und 162).

Nach dieser langen Abschweifung, zu der uns die Namen Velena und Eilenia verführt haben, kehren wir zu den Krugbildern zurück, von denen das nächste (Fig. 8) von allen das dunkelste ist. Eine in den Chiton gekleidete, anscheinend vergnügte Frau steht vor zwei am Boden befindlichen rätselhaften Gegenständen. Zwei große Gefäße stünden am Boden, sagt Helbig; ich ziehe vor, darin ein paar rohe Idole zu vermuten, von der Art derjenigen, welche die Römer delubra nannten; denn sie gleichen in keiner Weise Gefäßen, wohl aber jenen frisierkopfartigen, armlosen sog. dädalischen Idolen, wie man sie bei Platää, dem klassischen Orte der griechischen Frühlingsfeier, gefunden hat.* Schon früher (Trojaburgen S. 115) erwähnte ich der weiblichen Puppen, die beim germanischen und slavischen Frühlingsfest dem Scheiterhaufen überliefert wurden, und verglich sie den rohen Schnitzbildern, die zum Andenken der Wiedervereinigung von Zeus und Here auf dem Kithäron verbrannt wurden; aber ich vergaß im Syrith-Kapitel auf diese sehr merkwürdige Ceremonie, welche auf unserm Bilde angedeutet zu sein scheint, näher zurückzukommen und will dies hier nachholen.



Fig. 8.
Die Frau mit den Idolen.

Plutarch** und Pausanias*** haben uns einen sehr nachdenklichen Bericht über jenes offenbar aus sehr alten Zeiten stammende griechische Frühlingsfest gegeben. Zeus hatte die Here aus Euböa entführt und genoß in einer Höhle des Kithäron das Glück der heimlichen Liebe. Nach andern Sagen hätte er sich in einen Kuckuck verwandelt gehabt, sei bei einem von ihm erzeugten Unwetter wie hilfesuchend der Here in den Schoß geflogen, gütig aufgenommen worden, und zum Andenken an diese erste Begegnung mit Zeus führte Here später den Kuckuck auf ihrem Scepter, und der Ort des ersten Beilagers hieß der Kuckucksberg. Der Frühlingsheros beweist

* Gerhard, Metroon und Göttermutter, Berichte der Berliner Akademie von 1849 S. 459 ff. ** Bei Eusebios Praeparatio evangelica III. 1. *** Pausanias IX. 3.

uns, daß es sich um jenen unsterblichen Frühlingsmythus von der großen Naturverjüngung handelt, den Logau in seinen Versen über den Monat Mai so reizend angedeutet hat:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Die jungen Griechen sagten sich ins Ohr, daß Zeus und Here dazumal noch nicht einmal feierliche Hochzeit gefeiert hatten; es war also eine Vorfrühlingsfeier, wie wir sie ähnlich in deutschen Sagen gefunden haben. (Siehe oben S. 20.) Nachher sei nun aber die Here entführt oder mit dem Zeus entzweit gewesen; sie hält sich vor ihm verborgen, und er irrt ratlos umher, ohne sie zu finden. Da trifft er einen gewissen Alalkomenes, der ihm den schlauen Rat giebt, die Here damit eifersüchtig zu machen, daß er Miene mache, eine andere zu heiraten. Zeus fällt mit des Ratgebers Hilfe nunmehr eine große Eiche, schnitzt sie menschenähnlich, schmückt sie bräutlich aus und nennt sie Dädale. Schon singt man den Hymenäos, schon bringen die tritonischen Nymphen das Wasser zum Brautbade, und schon rüstet Böotia Flöten und festliches Mahl. Da kann sich Here nicht länger halten, sie eilt vom Kithäron unter einem Zulauf von vielen platäischen Frauen zum Zeus hin, zieht dem Bilde den Schleier weg und entdeckt den Betrug sogleich. Ihr Zorn und ihre Eifersucht verwandeln sich in Scherz und Freude. Here selbst geht nun als Brautführerin vor dem Trugbilde her, stiftet zum Andenken das Fest Dädala, verbrennt jedoch aus einem Überrest von Eifersucht selbst das tote Bild. Die Festfeier beschreibt Pausanias (IX. 3), der sie noch selbst sah, wie folgt: „Nicht weit von Alalkomenä ist der größte Eichenwald Böotiens, dort legen die Platäer Stücke gekochten Fleisches hin und beobachten den Baum, auf welchen sich die Raben setzen, die von dem gekochten Fleisch gefressen. Aus dem von den Raben auserwählten Baume wird das Dädalum gefertigt, welches die Platäer bei ihrem kleinen Bilderfest benützen. Alle sechzig Jahre wird aber ein großes Bilderfest gefeiert, an welchem alle böotischen Stämme teilnehmen. Dabei wird der Inhalt der obigen Geschichte als Pantomime aufgeführt. Das Bild wird ausgeschmückt, auf einen mit zwei Kühen bespannten Wagen gesetzt, eine Frau statt der Here als Brautführerin erwählt, und dieser Wagen fährt dann nach dem Gipfel des Kithäron, während die Abgesandten der böotischen Stämme in einer durch das Loos bestimmten Reihenfolge in Prozession folgen. Oben ist ein mächtiger Altar aus Balken errichtet, auf welchem die in der Zwischenzeit gefertigten Dädalen der früheren Jahre nebst den Opfertieren verbrannt werden. Jede Stadt opfert der Here eine volljährige Kuh und dem Zeus einen Stier; man schüttet Räucherwerk und Trankspenden dazu, und dann wird der ganze Altar mit seinen Bildern in Brand gesteckt, dessen Flammen weit im Lande zu sehen waren.

Der geneigte Leser hat schon längst bemerkt, daß dieser Mythus der böotisch-argivischen Here genau mit der oben (S. 19) erzählten Syrithmythe übereinstimmt: die lange umworbene Braut, die vorgeschützte Vermählung des Bräutigams mit einer andern, die Rolle der rechten Braut als Brautführerin, das plötzliche Fallenlassen der Täuschung, alles das stimmt genau überein, ja in den noch heute im Gesange lebenden Syrithsagen der sla-

vischen Stämme kehrt auch die Verbrennung der falschen Braut wieder, sofern die Brautführerin den Schleier derselben in Flammen setzt (Trojaburgen S. 167). Was sollen wir nun von alledem denken? Leute wie Bugge werden natürlich rufen: „Nichts klarer, als daß Saxo Grammaticus seine Sage von Othar und Syrith aus derjenigen der argivischen Here fabriziert hat, und es könne nichts natürlicher sein, als daß er statt des Zeus den Othar-Thor und statt der Here die Syr-Freyja gesetzt habe." Aber auch hier gilt das Sprichwort: Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Denn aus all den altnordischen und den neuen slavischen Formen der Syrithsage erkennen wir mit Sicherheit, daß die spröde Geliebte die Sonnenjungfrau ist, welche der junge Thor (= Zeus) befreit und durch die vorgespiegelte Vermählung prüft. Deshalb lebte der Mythus zugleich als Medeasage in Griechenland fort, worin auch Medea den Schleier der neuen Braut in Flammen setzt und sie dadurch dem Feuertode überliefert. Auch sind Anzeichen genug vorhanden, daß Here in diesen Sagen nur an die Stelle der früheren Sonnenjungfrau getreten ist. Es fehlt nicht an Etymologen, die ihren Namen geradeso wie Syr von svar, Sonne, abgeleitet haben. Daß es eigentlich Athene, die vormalige Sonnengottheit der Griechen gewesen, mit der sich dieser Handel des Zeus abspielte, geht daraus hervor, daß der das Idol liefernde Wald von Alalkomenä für ein Heiligtum der „abwehrenden" Athene (Alalkomeneïs) galt. Auch in Italien stand Jupiter zwischen zwei Frauen, wie Othar und Siegfried (Chriemhild und Brunhild), überall sah man sein Bild zwischen denjenigen von Juno und Minerva aufgestellt. Ebenso ward auch in Italien das Fest der sich vor ihrem Bräutigam verbergenden Argivischen Juno wie am Kithäron begangen. Ovid schildert uns den Hochzeitszug der Juno zu Falerii, bei dem die Mädchen im feierlichsten Schmuck erschienen und verhüllte Dinge (die nachher zu verbrennenden Dädala?) auf dem Kopfe trugen, während ein Stier dem Zuge voranschritt und die zu opfernden Rinder folgten. Hier taucht auch die im Norden so verbreitete Sage, daß die Göttin-Braut in ihrer Entfernung zur Ziegenhirtin herabgewürdigt worden war (Trojaburgen S. 165), deutlich in der Erzählung wieder auf, daß Juno die Ziegen, die ihren geheimen Aufenthalt verraten hätten, verabscheute. Ovid sagt darüber (Amores III. 13):

Gegen die Ziegen allein hegt die Gebieterin Haß;
Denn durch deren Verrat in den tiefen Wäldern gefunden,
Ward sie, sagt man, gestört in der begonnenen Flucht.

Die Syrithmythe würde auch für diesen Zug die beste Erklärung liefern, und so dürfte denn wohl die Verbindung des in Rede stehenden

italischen Krugbildes der Frau vor den beiden Dädalen (Fig. 8) mit dem germanischen Frühlingsmythus der im Osterfeuer verbrannten weiblichen Puppe nicht zu kühn sein. Es bleiben zwischen diesem Bilde und dem der Trojaburg nun noch zwei übereinander dargestellte Umarmungs-Scenen übrig, denen weder Helbig noch Bendorf besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Solche εὐναί gehörten auf den als Vorbilder betrachteten chalkidischen Vasen zu den häufigeren Darstellungen und schienen daher keiner besonderen Beachtung wert. Allein, da die sämtlichen übrigen Bilder dieser Zone (Labyrinth, Reiter, Speertänzer, Velena-Scene und Dädalenbild) mehr oder weniger klar zur europäischen Trojasage gehören, werden wir auch diese beiden Bilder nicht davon ausschließen dürfen, und wir haben um so mehr Ursache, darin den Angriff auf die Sonnengöttin und ihr Beilager mit dem Befreier zu erkennen, als die alten Kirchenschriftsteller voll sind von Klagen über die anstößigen Scenen der germanischen Frühlingsgebräuche (Trojaburgen S. 239—240). Sie wurden übrigens in alter Zeit pantomimisch in Tiermasken aufgeführt, wobei der alte Feuergott anscheinend als Hirsch die in eine Hindin verwandelte Sonnengöttin verfolgte,* während in Griechenland Stier und Kuh in ähnlichen religiösen Beziehungen erschienen. Die Io-, Europa- und Pasiphaë-Sage scheinen lediglich aus diesen alten, denjenigen so vieler Naturvölker entsprechenden Mummereien unserer Voreltern entstanden zu sein (Trojaburgen S. 186), vielleicht auch die Actäon-Sage. Sueton erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Nero (c. 12), daß dieser Kaiser den alten Waffentanz (Pyrrhicha) aufführen ließ, an den sich dann die Pasiphaë-Scene und der Icarusflug anschlossen, bei welchem der Darsteller alsbald im Cirkus zerschmettert niederstürzte. Auch Appulejus im zehnten Buche der Metamorphosen beschreibt eine ähnliche Vorstellung, die mit dem Waffentanz der Jünglinge „in Wellenlinien“ begann, mit dem Paris-Urteil fortgesetzt wurde und mit einer Pasiphaë-Darstellung enden sollte. Es sind augenscheinliche Nachklänge der alten Frühlingsfeier, bei der die Naturverherrlichung durch allegorische Spiele teilweis seltsame Formen annahm, von denen wir auch Spuren im alten Freyja-Kult des Nordens fanden (Trojaburgen S. 201). Bei den Römern waren die letzten Andenken an diesen Naturkult zum Cirkusspiel verschmolzen worden, an dem sich die verkommene Generation ergötzte, ohne den Inhalt zu verstehen.

* Vergl. A. Kuhn, der Schuß auf den Sonnenhirsch. Zeitschr. für deutsche Philologie Bd. VI. S. 109—110.

III. Die nordische Herkunft der Trojasage.

Will man sich völlig überzeugen, wie echt nordisch die Heimat aller dieser Sagen von der gefangenen und erlösten Sonnenfrau ist, so muß man Volksmärchen und Kirchenlegende prüfen. Hinsichtlich der ersteren ist das reichlich in den Trojaburgen geschehen (S. 109—194); aus der Kirchen-Legende möchte ich hier noch einige Zusätze machen. Eine Anzahl von weiblichen Heiligen wird von ihrem Vater in einen hohen Turm gefangen gesetzt und zwar ihrer Schönheit wegen. So die h. Barbara und die h. Irene, bei denen dies um so schlechter motiviert erscheint, als sie heimliche Christinnen und durchaus nicht etwa verliebter Natur sind. Der hohe Turm erscheint dann auf ihren Märtyrerbildern als Attribut. Daß sie nicht heiraten wollten, mag ebenso wie ihre Schönheit aus alter Volkssage stammen; aber es wird verschwiegen, daß es ihr Vater war, dessen Werbung sie zurückwiesen. Die heilige Kümmernuß, die in der hübschen Dichtung vom Geiger aus Gmünd fortlebt, erbittet sich in ihrer Bedrängnis, um den immer wiederholten Werbungen zu entgehen, einen ihre Schönheit vernichtenden Bartwuchs; das ist die „Rauhe Else," die zu Troja, d. h. in der Unterwelt, das rauhe Fell bekam; die Syrith, deren Haar in der Wintergefangenschaft verfilzt wurde (Trojaburgen S. 157 und S. 298).

Die Zeichen einer völligen Kanonisierung der Syrithsage bietet die Margarethenlegende. Weil ihr auf den Heiligenbildern gewöhnlich der Drachen zugesellt ist, hat man ungerechtfertigterweise die Legende der Margaretha von Antiochien häufig mit der Georgslegende verschmolzen, als wenn sie nämlich die von Georg befreiete Sonnenjungfrau vorstelle, die nachher den besiegten Drachen am Strumpfbande zur Stadt leitete. Aber alte Texte und Kirchengemälde erzählen ihren Kampf mit dem Drachen anders. Danach wurde sie wie die Syrith in die Gewalt eines ländlichen Straf-Erziehers gegeben und mußte, wie erstere die Ziegen, die Schweine ihres Vergewaltigers hüten. Wiederum wie die Syrith wird sie von ihrer Herde fort vor den römischen Statthalter Olibrius geführt, der sie heiraten will. Da sie sich weigert, läßt sie ihr Vater, der Götzenpriester Ädisius, selbst ins Gefängnis werfen, und hier findet sie sich so wenig entmutigt, daß sie begehrt, mit dem Teufel selbst zu kämpfen. Dieser erscheint als ein ungeheurer Drachen, ergreift ihren Kopf mit der Oberlippe, während er die Zungenspitze unter ihren Schuh schiebt, und schluckt sie, wie sie ging und stand, hinunter. „Aber bevor die Verdauung zu wirken begann," erzählt

die goldene Legende,* „versah sie sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und durch die Kraft des Kreuzes platzte der Drachen, und die Jungfrau trat unverletzt wieder hervor.“ Hier scheint sich der Verfasser noch zur rechten Zeit zu besinnen, daß er keine Legende, sondern das Märchen vom Rotkäppchen erzählt habe, d. h. die Geschichte von der Sonnenjungfrau, die der Sonnenwolf bei der Sonnenfinsternis verschlungen hatte und die der Jäger Indra wieder aus seinem Leibe herausschnitt, und er setzt schnell hinzu: „was man aber von der Verschlingung durch den Drachen erzählt, wird für frivol und apokryph gehalten.“ Es gehörte indessen vollkommen dem alten Glauben an, und in der Kathedrale von Tournay hat man vor acht Jahren (1885) alte Wandgemälde aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgedeckt, welche die Geschichte ganz wie angegeben darstellen, erstlich wie sie die Herden hütet, dann auf der einen Seite von dem ungeheuern Rachen des Drachen verschlungen wird und auf der anderen Seite vollständig unverletzt in der Gestalt einer Betenden aus den halbgeöffneten Weichen des Ungetüms heraussteigt. Der Mauervorsprung neben dieser Darstellung zeigt die majestätische Gestalt eines gekrönten Weibes, die in der linken Hand eine mit dem Kreuz bezeichnete Scheibe, wohl die Sonnenscheibe, hält. Es ist durchaus nicht erforderlich, wegen dieser in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommenen Sonnensagen die griechische Mythologie zu bemühen, wie neuerlich Albrecht Wirth gethan hat, indem er die Legende der von ihrem Vater in den Turm gesperrten h. Irene an die Danaë-Sage anknüpfen wollte;** denn dieselbe Sage lebt in einer großen Anzahl von Formen in deutschen und keltischen Ländern und ist in vielen Fällen von der Siegfriedsage nicht mehr zu unterscheiden (Trojaburgen S. 186—194).

Viel lehrreicher noch ist es zu sehen, mit welcher Energie sich die Kirche derjenigen Naturfeste und Gebräuche bemächtigte, an denen die heidnischen Völker des Nordens am meisten hingen, und dem, was sie nicht ausrotten konnte, ein christliches Mäntelchen umhing. Vor allem galt das von den Frühlingsbräuchen, und wenn wir sehen, wie die Kirche nicht davor zurückschreckt, den Baumeister-Mythus der Edda in ein christliches Osterspiel umzugestalten, den Gott Thor, der die Freyja aus den Händen des Winterdämon befreit, erst durch den h. Georg (Trojaburgen S. 203—218) und dann durch Christus selbst zu ersetzen, welcher die „Braut Christi“ aus der Burg des Antichristen befreit, so können wir daraus schon allein erkennen, daß das gewaltige Naturdrama von der Befreiung der Sonnen-

* Jacob. de Voragine, Legenda opus aureum, auctum a Claudio a Rotâ Leg. 88.

** A. Wirth, Danaë in christlichen Legenden. Wien 1892.



Fig. 9. Die erlöste Braut Christi. (Nach einer Holzschnitt-Bordüre von Lukas Kranach.)

jungfrau bei unsern Altvordern im Mittelpunkt des religiösen Interesses gestanden haben muß. In dem altbayrischen Osterspiel, dessen Abfassung man dem Wernher von Tegernsee zugeschrieben hat, wird der Unhold, der sich die Weltherrschaft angemaßt hatte, plötzlich wie der Edda-Baumeister vom Blitze erschlagen. In dem um 1115 verfaßten Speculum ecclesiae des Honorius von Autun ist die germanische Sonnengöttin in die Braut Christi verwandelt, welche in die Hand des Antichristen gefallen ist, der nach unverfälscht nordischer Auffassungsart als Winterbaumeister erscheint und sie in dem von ihm erbauten babylonischen Turm gefangen hält, bis Christus erscheint, den Antichristen, wie alle andern Höllenmächte, zu Ostern niederwirft, die Winterburg zerstört, die Braut aus dem finstern Turm herausführt und sich im Brautgemach der ewigen Sonne (in thalamo aeterni Solis) mit ihr vermählt.

Es ist seltsam, zu sagen, daß dieses Fest der Sonnenvermählung noch heute in allen südslavischen Ländern am St. Georgstage (23. April) als Hauptfest der christlichen Kirche gefeiert und mit Tänzen und Gesängen begangen wird, welche die Haupteinzelnheiten der Syrithmythe enthalten (Trojaburgen S. 166—171); aber fast noch unglaublicher ist, daß es sogar die Reformation überdauerte und von Lukas Kranach auf zahlreichen Altarbildern und Holzschnitten dargestellt wurde (Fig. 9). Diese Allegorieen des Erlösungswerkes zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht die mindeste Anstrengung machen, ihre Entstehung aus einem Naturmythus zu verbergen. Sie erscheinen stets durch einen mitten in der Darstellung stehenden hohen Baum in zwei Teile geteilt, die man als Winter- und Sommerteil unterscheiden kann, weil der trennende Baum nach seiner linken oder alttestamentarischen Seite abgestorbene Äste, nach der rechten oder neutestamentarischen einen neugrünenden Wipfel zeigt. Die Winterseite zeigt den Sündenfall und den von Teufeln in die Hölle getriebenen Adam, die Sommerseite ist dem Erlösungswerke der Osterzeit vorbehalten. Da nimmt nun die Höllenfahrt Christi, wie er die Riegel der Hölle gesprengt und den Antichristen getötet hat, den Mittelpunkt der Darstellung

ein. Auf einer Reihe dieser Altarbilder und Holzschnitte sieht man nun, wie aus dem schlotartigen Dache der eroberten Höllenburg eine junge Frau zum Lichte gestiegen ist, die betend der Dinge harrt, die nun geschehen sollen. Neben dem zum Himmel fahrenden Erlöser läßt ein Genius mit dem Kreuze (das hier in starker Verkürzung meist wie der Hammer Thors gezeichnet ist) einen Strahl aus der Sonne auf die Jungfrau fallen, wohl um die Legende der Sonnenhochzeit näher anzudeuten. Rechnet man nun hinzu, daß der Antichrist in Liedern, die ich in den „Trojaburgen" (S. 243) angeführt habe, ausdrücklich als der zu Ostern auszutreibende Winterdämon bezeichnet wurde und daß ein noch in Gesangbüchern des vorigen Jahrhunderts enthaltenes „Triumphlied der erwählten Seele" von der zu Ostern erlösten Burggefangenen sagt:

Du teure Seel' bist ausgebürgt,
Der höllische Tyrann erwürgt,
Sein Raubschloß und geschworne Rott'
Ist ganz zerstört, der Tod ein Spott.
Triumph! Triumph! Viktoria!
Und ewiges Hallelujah!

so wird man eingestehen müssen, daß diese gesamte Allegorie nicht aus irgend welchen biblischen Vorstellungen, sondern einzig aus der nordischen Trojasage hervorgegangen ist. Auch die Waffentänze, Mummereien und Spiele wurden als Karnevalslustbarkeiten, kirchliche Schauspiele u. s. w., so gut es anging, christianisiert, und an vielen Orten wurde der „Drachenstich" vor der Ortskapelle des h. Georg aufgeführt.

Hier und da erhielten sich auch die schon im Altertum bis nach Rom und selbst bis nach Ägypten gedrungenen Ceremonieen der Austreibung, Steinigung, Köpfung oder Verbrennung des Winterdämons im Rahmen des christlichen Gottesdienstes (Trojaburgen S. 244), und da diese Handlungen schlechterdings nur aus nordischen Jahreszeiten-Verhältnissen verständlich sind, so müssen wir annehmen, die gleichen Ceremonieen in Ägypten, woselbst der Winter die angenehmste Jahreszeit darstellt, seien nur durch eine nordische Einwanderung in Ägypten, von der auch andere Spuren vorhanden sind, zu erklären. Herodot (II. c. 121) erzählt uns nämlich in unmittelbarem Anschluß an seinen Bericht, daß die Helenasage in Memphis, der Stadt des ägyptischen Götterschmiedes, gespielt habe, auch, daß vor dem Tempel des Schmiedegottes die Riesenbilder von Sommer und Winter standen, von denen dem ersteren Zuneigung, dem letzteren Abneigung bezeigt wurde. Das ist nun dieselbe Ceremonie, die noch bis in unser Jahrhundert hinein in Heimburg bei Wien und zu Alatri in der Campagna gegenüber dem Winter- und Sommerbilde, früher auch in Hildesheim und Halberstadt stattfand, und es besteht nur der kleine Unterschied, daß wir in Mitteleuropa alle Ursache haben, den Winter zu hassen und ihn mit

einer deutlichen Bethätigung unserer Abneigung zu entlassen, während in Ägypten ein freudiger Empfang des Winters und eine ebenso freudige Verabschiedung des Sommers viel mehr am Platze gewesen wäre. Daraus ergiebt sich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die Ägypter ihre mit der Verabschiedung des Winterschmiedes in örtlichem Zusammenhang stehende Trojasage von Norden her empfangen haben müssen. Überhaupt bricht sich die zuerst in „Tuiskoland“ mit naturwissenschaftlichen Gründen dargelegte Erkenntnis immer weiter Bahn, daß die Mehrzahl der arischen Götter nordischen Ursprungs sein muß, weil ihre Natur auf einen ausgeprägten Jahreszeitenwechsel und auf eine von der schiefen Stellung der Erdachse hervorgebrachte stark wechselnde Erscheinungsweise der Sonnengottheit hindeutet. Ein soeben in London erschienenes Buch von John O'Neill: „the Night of the Gods“ trägt dieser Anschauung dadurch Rechnung, daß es von einer kosmischen Mythologie spricht und die Göttergestalten als Polar- oder Erdachsen-Götter charakterisiert. Somit mehren sich die Anzeichen, daß die Philologen auch auf mythologischem Gebiet eine Niederlage erleiden werden, wie sie größer kaum dagewesen.

Die Trojaburgen sind nun ein ganz specieller Ausdruck des Kultus einer Weltachsengottheit, sofern sie in ihrer Gangführung den Lauf der nordischen Sonne nach dem Wintergefängnis hin, und wieder aus demselben heraus, so gut versinnlichen, wie man von einem noch bei den Anfangsgründen der Astronomie verweilenden Volke irgend erwarten kann. Ihre Wiege kann daher auch nur im Norden gestanden haben; denn zur Erfindung eines solchen Schemas gehört die scharf ausgeprägte Verschiedenheit des Sonnenlaufs in den nordischen Jahreszeiten. In Bezug auf das Wie dieser Erfindung verdanke ich einem Briefe von Herrn Professor Bendorf in Wien eine sehr wertvolle Anregung. Von der Voraussetzung ausgehend, daß man auch bei der so eigentümlichen Labyrinthfigur werde annehmen müssen, daß sie wie die meisten Kulturfortschritte von Griechenland, über Italien nach Norden gewandert sein werde, schrieb er: „. . . . . . in ihrer sinnreich künstlichen Gestalt, die sich in allen Varietäten der örtlichen und zeitlichen Verwendung merkwürdig gleich bleibt, macht sie den Eindruck einer einmaligen, fast möchte ich sagen persönlichen Erfindung, von der man die Lebenskraft zu einer großen kulturhistorischen Wanderung an sich begreift.“ Je entschiedener ich dieser Auffassung des Herrn Professor Bendorf beistimmen und den Gedanken einer wiederholten Erfindung im Norden und Süden zurückweisen mußte, um so dringender sah ich mich genötigt, der Entstehungsweise der Labyrinthfigur im Norden nachzuforschen, da ich eine Wanderung vom Süden nach dem

Norden aus dem doppelten Grunde nicht zugeben kann, weil Griechen und Römer ihren Namen Troja später nicht mehr gekannt haben und weil sie den nordischen, zu einem engen und finstern Wintergefängnis hinführenden, und nicht den griechischen Sonnenlauf versinnlicht.

Somit mußte ich mich fragen, welche Stufen eine solche, für eine Schöpfung aus dem Nichts und für einen Original-Entwurf in der That zu „sinnreiche“ Figur durchlaufen haben könnte, und wurde dabei naturgemäß zu jener Figur zurückgelenkt, welche seit der Bronzezeit zu vielen hundert Malen auf Felsen,

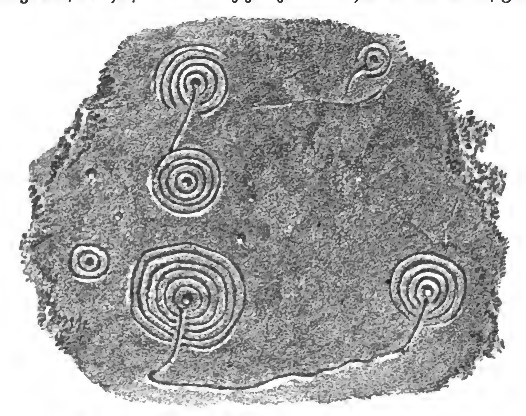


Fig. 10. Figurenstein vom Pfingsthügel. (In 1/27 Größe, nach Tate.)

Dolmen, Menhirs, Cromlechs und Grabdenkmälern Englands eingegraben ist, und von welcher der Figurenstein von der Kuppe des Pfingsthügels in Northumberland (Fig. 10) ein klares Bild gewährt. In meiner Untersuchung über diese immer wieder in derselben Form auftretenden Steinbilder (Trojaburgen S. 48—60) wird erwähnt, daß dieselben in ihrer charakteristischen Gestalt, mit dem die konzentrischen Kreise durchbrechenden Radius, niemals außerhalb der Grenzen Englands beobachtet worden sind und daß sie dort als Troja bezeichnet wurden. Ich wagte schon damals (S. 59), sie als Erinnerungsbilder der Labyrinthe zu deuten, in denen der Frühjahrs-Schwerttanz zur Erlösung der Sonnenfrau in der Weise stattgefunden haben möchte, daß die Tänzer radial bis zum Mittelpunkt eindrangen, im Heraustanzen aber die Regel beobachteten, bei jeder Wiedererreichung

dieser geraden Mauer den Lauf zu wenden und in dem nach außen folgenden Gange weiter zu tanzen, bis alle Gänge durchtanzt waren. Die Tanzfigur würde also die in der nachstehenden Fig. 11 angedeutete gewesen sein, ohne daß man für nötig fand, die abwechselnde Heranführung der Ringmauern an die Radialmauer auszudrücken, weil die Tanzregel einfach genug war, um sie im Gedächtnis zu behalten. Vielleicht hatte man bereits seit Jahrhunderten den Lauf der Herbst- und Frühlingssonne nach dieser einfachen Regel im Tanze nachgeahmt, wobei jede Rückkehr nach dem Aufgangspunkte als eine unsichtbare nächtliche gedacht werden mochte, bis eines Tages ein sinnreicher Tanzführer ersah, wie bei einer leichten Modifikation der Tanzordnung die Bewegung des Reigens zu einer viel

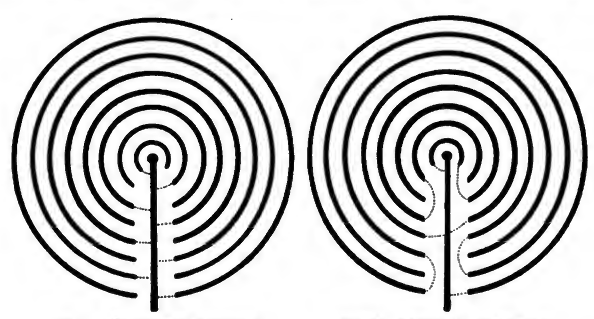


Fig 11. Grundform der Trojaburgen. Fig. 12. Erfindung der Labyrinthform.

geheimnisvolleren gemacht werden könnte. Wurden nämlich ebenfalls rechts und links abwechselnd je zwei Gänge verbunden, so bedurfte es nur der Schließung einer in der Mitte der vier Gangpaare übrig bleibenden Mauer (Fig. 12), um die typische Trojafigur, wie sie auf Kreta, in Alt-Etrurien und in Nordeuropa gefunden wird, zu erhalten. Da diese Labyrinthe meist aus Rollsteinen gebaut wurden, so war ein versuchsweises Umbauen kinderleicht, und wir brauchen uns an Stelle der Punkte unserer Schlußlinien nur Rollsteine denken, um die einfache Erfindungsweise zu erkennen. Ich erinnere an die delische Sage, das Kind Apoll habe die Windungen erdacht und die Grundmauern gebaut, die seinen delischen Altar umzogen und in denen der Labyrinthtanz ausgeführt wurde.

Aber wohlgemerkt, nur dann kann von einer leichten Erfindung die Rede sein, wenn die Hilfsfigur, die wir mehr als tausendmal in Stein ge-

graben auf englischem Boden und sonst nirgends wiederfinden, gegeben ist: eine anderweite Erfindung ohne diese Unterstufe ist ein sehr unwahrscheinliches Ding. Somit führt uns auch der Schluß, daß die Erfindung zu eigenartig sei, um öfter gemacht zu werden, gegenüber solchen Ornamenten, die, wie Hakenkreuz, Spirale, Mäander u. s. w., an den verschiedensten Orten erfunden werden konnten, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit nach einem nordischen Lande und zwar nach England. Wir wissen, daß schon die Alten von der hohen Entwicklung des Sonnenkults in England sprachen und daß Hekatäos erzählte, Apoll kehre alle neunzehn Jahre nach seiner Heimatsinsel Gallien gegenüber und nach seinen kreisrunden Tempeln daselbst zurück. Diese kreisrunden Tempel bestanden meist aus 19 Steinen, und unweit Penzance in Cornwallis liegen vier solcher Kreise, die ursprünglich aus je 19 Steinen von 3—6 Fuß Höhe bestanden und einen Durchmesser von 65—80 Fuß hatten. Auch der innerste Kreis von Stonehenge bestand aus 19 Steinen, also einer so seltsamen Anzahl, daß man dabei in der That nur an jenes neunzehnte Jahr des Metonschen Cyklus denken kann, in welchem Apoll, wie Hekatäos erzählt, wieder an seinen alten Platz zurückkehrt. Sei dem nun, wie ihm wolle, sicherlich ist die nordische Herkunft der Trojasage, die nun durch den Krug von Tragliatella in einem Maße bestätigt wird, wie ich es nie hoffen konnte, eines der überzeugendsten Beweismittel, welches man bisher für die nordische Herkunft der Arier gefunden hat. Linguistische, anthropologische, prähistorische Gründe werden immer einen Rest von Zweifeln zurücklassen, und da viele Leute eine sich summierende Kraft der einzelnen für sich unzulänglichen Zeugnisse nicht anerkennen, so wird man auf diesen Krug zurückkommen müssen, der in so schlagender Weise die aus Hunderten von Einzelgründen zusammengesetzten Schlüsse bestätigte, die ich nach dieser Richtung hin gezogen hatte. Wie beim Stein von Rosette hat uns ein glücklicher Zufall ein Dokument aufbewahrt, wie es wahrscheinlich nicht zum zweitenmal existiert; auch bin ich froh, daß es schon lange gefunden und beschrieben war, bevor ich zu Folgerungen kam, welche nun durch den Bilder-Cyklus des mir unbekannt gebliebenen Kruges bestätigt werden; denn andernfalls hätte man vielleicht die Frage aufgeworfen, ob nicht dieser Krug eigens zur Unterstützung meiner „Phantasieen“ fabriziert worden sei.

Druck von Carl Flemming in Glogau.
August 1893.



